

FPI-Publikationen – Wissenschaftliche Plattform

POLYLOGE

Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“
(peer reviewed)

Materialien aus der „Europäischen Akademie für
biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien
und Kreativitätsförderung“

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Hückeswagen,
Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit,
Hückeswagen

Univ.-Prof. Dr. phil. (emer.) **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. (emer.) **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Prof. Dr. med. (emer.) **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Uni. Krems

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für biopsychosoziale
Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

PD Dr. **Sylvie Petitjean**, Universität Basel

(Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper** † 26.9.2020, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für biopsychosoziale
Gesundheit) Hückeswagen

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Polyloge ISSN 2511-2732

Ausgabe 27/2010

Weibliche Identität und Leiblichkeit
- Prozesse „konvivialer“ Veränderung und Entwicklung -
Überlegungen für die Praxis *

Ilse Orth

* Aus der „Europäischen Akademie für biopsychosoziale Gesundheit, Naturtherapien und Kreativitätsförderung“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung, Hückeswagen (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, (Prof. Dr. phil. Johanna Sieper † 26.9.2020). Mail: forschung@integrativ.eag-fpi.de, oder: info@eag-fpi.de, Information: <http://www.eag-fpi.com>). Erschienen in: Petzold, H. G., Orth, I. Sieper, J. (2010): Gewissensarbeit, Weisheitstherapie, Geistiges Leben als Themen moderner Psychotherapie. Wien: Krammer, S. 245-278.

Zusammenfassung: Weibliche Identität und Leiblichkeit. Prozesse „konvivialer“ Veränderung und Entwicklung – Überlegungen für die Praxis*

Der Text stellt in praxisnaher Form zentrale Positionen der Integrativen Identitätstheorie (*Petzold*) vor. Dabei werden spezifisch Probleme weiblicher Identität reflektiert mit der Zielrichtung, in der praktischen Arbeit mit Klientinnen Benachteiligungen von Frauen anzugehen und Chancen zu erschließen. Konzepte wie Kon-vivialität, Empowerment, Capability, Identitätsarbeit werden dabei als wichtig herausgestellt.

Schlüsselwörter: Identitätstheorie, Frauenidentität/Gender, Konvivialität, Gerechtigkeit, *Integrative Therapie*

* Erstveröffentlichung: *Orth, I.* (2010): Weibliche Identität und Leiblichkeit – Prozesse „konvivialer“ Veränderung und Entwicklung Überlegungen für die Praxis. In: *Petzold, H. G., Orth, I. Sieper, J.* (2010): Gewissensarbeit, Weisheitstherapie, Geistiges Leben als Themen moderner Psychotherapie. Wien: Krammer, S. 245-278.

Summary: Female identity and corporeality. Processes of “convivial” change and development - considerations for practice

The text presents central positions of integrative identity theory (*Petzold*) in a practical form. Specific problems of female identity are reflected on with the aim of addressing disadvantages of women in practical work with clients and opening up chances. Concepts such as conviviality, empowerment, capability and identity work are highlighted as important.

Keywords: Identity Theory, Female Identity, Conviviality, Gender Equity, *Integrative Therapy*

»... all [humans], just by being human, are of equal dignity and worth, no matter where they are situated in society, and that *the primary source of this worth is a power of moral choice within them*, a power that consists in the ability to plan a life in accordance with one's own evaluation of ends.«
(Martha C. Nussbaum 1999, 57)

»**Konvivialität** ist ein Term zur Kennzeichnung eines „sozialen Klimas“ wechselseitiger Zugewandtheit, Hilfeleistung und Loyalität, eines verbindlichen Engagements und Commitments für das Wohlergehen des Anderen ... die Grundlage guter ‚naturwüchsiger Sozialbeziehungen‘, wie man sie in Freundeskreisen, Nachbarschaft, ‚fundierter Kollegialität‘, Selbsthilfegruppen findet, aber auch in ‚professionellen Sozialbeziehungen‘, wie sie in Therapie, Beratung, Begleitung, Betreuung entstehen können.« (Hilarion G. Petzold 1988t)

Identität ist ein moderner Begriff, ein zentrales Konzept der Gegenwart. Es hat in therapeutischen und pädagogischen Zusammenhängen eine erhebliche Praxisrelevanz, denn in den helfenden und sozialen Berufen geht es immer wieder um die Unterstützung der „Identitätsarbeit“ (Petzold 1991o) von Menschen, um Hilfen bei fragilen Identitätsprozessen, um Schutz bei gefährdeter Identität. Dabei sind Genderperspektiven, geschlechtsspezifische Überlegungen so wichtig, wie sie vernachlässigt sind (Petzold, Sieper 1998). Mit dem vorliegenden Text, dem ein Vortrag für eine Tagung mit Frauen in helfenden Berufen im Bildungshaus „Maria Trost“ in Graz zugrunde liegt, soll die Integrative Identitätstheorie (Petzold, Mathias 1983; Müller, Petzold 1999) im Kontext ihrer konzeptuellen Bezüge in einer praxisrelevanten Form dargestellt werden, die „MenschenarbeiterInnen“ darin unterstützen soll, bewusster Fragen der Identitätsförderung und -sicherung von Menschen, mit denen sie arbeiten, für ihre Praxis zu reflektieren und in ihr Handeln einzubeziehen. Diese Fragen sollen auch für die eigene „persönliche“ Integrations- und Entwicklungsarbeit (Orth 1993) Anregungen bieten. Identitätstheoretische Überlegungen haben in meiner eigenen therapeutischen und agogischen Praxis immer eine große Rolle gespielt, gerade weil sie zu einer psychodynamischen Betrachtungsweise eine unverzichtbare Ergänzung bieten. Hier – in der Berücksichtigung von soziologischen, sozialpsychologischen, philosophisch-anthropologischen und politischen Perspektiven für die therapeutische Arbeit – liegt ein Spezifikum der Integrativen Therapie.

Identität steht in den aktuellen Modernisierungsprozessen einer sich immer rasan-

ter und umfassender globalisierenden Gesellschaft und muss deshalb immer wieder von verschiedensten Seiten her untersucht, reflektiert und bestimmt werden, insbesondere aber unter einer ethischen Perspektive, die sich an grundsätzlichen anthropologischen Überlegungen orientiert (Nussbaum 1986, 1999, 2001; Petzold 2001p, 2003e; Ricœur 1990, 2000). Ohnehin ist eine „reflexive Modernisierung“ (Beck, Giddens, Lash 1996) angesagt, wenn die sich vollziehenden Umwälzungen nicht in einer unkontrollierbaren Eigendynamik entgleisen sollen – und diese Gefahr besteht. Modernisierung ist ein „kollektiver Prozeß menschlicher Selbstsuche, Selbsterkenntnis und Selbstverwirklichung, ja Selbstschöpfung, in dem es das ultimative Ziel aller Forschungs-, Erkenntnis- und Wissensprozesse der Menschheit ist, sich selbst als Einzelwesen und als Gesamtheit immer tiefer zu ergründen, das Leben und das Universum, von dem jeder ein Teil ist, immer besser in seinen Sinnhaftigkeiten zu verstehen“ (Petzold 1988t; vgl. Petzold, Orth 2005a). Das heißt aber auch, dass es darum geht, die eigene Identität in ihrer prozessualen Konstituierung zu begreifen und aktiv zu gestalten. Dabei wird es notwendig, den verwandten **Identitätsbegriff** offenzulegen. Es ist der der „Integrativen Therapie“:

„**Identität** wird durch das Ich konstituiert (G.H. Mead) zusammen mit Identifizierungen (Fremdattributionen) aus dem Kontext, was *social identity* begründet, und von Identifikationen (Selbstattributionen), was *ego identity* begründet, weiterhin durch die Wertung von beidem, d.h. ihrer emotional [valuation] und kognitiv [appraisal] bewertenden Einordnung in biographisch bestimmte Sinnzusammenhänge, die zu Internalisierungen führen (d.h. Verinnerlichung als Archivierung im Leibgedächtnis). Differenzierte und kohärente Ich-Prozesse schaffen im interaktiv-kommunikativen Kontext in narrativen Strömungen (P. Ricœur) und im Kontinuum des Lebens vermittels Synergieeffekten in sozialen Situationen, Lebenslagen, life style communities eine polyvalente, *vielfacetige Identität* (M. Bakhtin) und durch Akte kritischer Metareflexion und metahermeneutischer Betrachtung der eigenen Subjektconstitution (M. Foucault) „**emanzipierte Identität**“, die sich immer wieder zu überschreiten vermag, also über eine *transversale* Qualität verfügt. Identitätsqualitäten sind: Stabilität, Konsistenz, Komplexität, Prägnanz bzw. Inkonsistenz, Diffusität etc.“ (Petzold 2001p, 2002a)

Dieser sehr komplexe Identitätsbegriff wird, so weit es für das Thema notwendig ist, in diesem Text erläutert. Auf den ersten Blick wird deutlich: Identität wird hier nicht als selbstbezogener Privatbereich gesehen, sondern ist in der Matrix sozialer Netzwerke und in „kollektiven mentalen Repräsentationen“, d.h. „sozialen Welten“ zu verorten. (Letztere sind auf der *Megaebene* globalisierter Weltkultur zu sehen – Frauenrechte international betrachtet – auf *Makroebenen* – Frauenrechte in der EU, in Österreich, im deutschen Gesundheitswesen oder wo auch immer – auf *Mesoebenen* – Frauenrechte im Krankenhaus X in Düsseldorf, in der Handelskette K -, aber auch auf *Mikroebenen* – Frauenrechte im Betrieb Y der Handelskette K, in der Familie Z etc.). Und Identität ist mit identitätsstiftenden Erzählungen verbunden, wie Ricœur (1988, 1990) und Petzold (1991o, 2001b) gezeigt haben. Es sind Erzählun-

gen über Frauen – von Männern über Frauen, von Frauen über Frauen, von Werbe-fachleuten über „Männer und Frauen“ oder „Frauen und Männer“ oder „Mütter und Babys“, Erzählungen in Frauengruppen, aber auch über Frauengruppen, Erzählun-gen bei Politikern und Arbeitgebern – oft sind es auch Märchen oder Falschmeldun-gen oder gezielt ausgestreute Legenden. Welche Erzählungen gemacht werden, *wie* sie gemacht werden, auf welcher Ebene sie *wie* verbreitet und weitergetragen werden, welchen Glauben wir ihnen schenken, *wie* bewusst oder unreflektiert wir sie gebrauch-en (Helferinnen wie Klientinnen) entscheidet über Identität und die Qualität des mit dieser Identität verbundenen Lebens. Die eigene Lebenserzählung in einer identitätsformenden Weise hinlänglich selbstbestimmt zu gestalten, sehe ich als eine zen-trale „*capability*“ im Sinne des Konzepts von *Martha Nussbaum* (1999, 2000a). Dies-es Modell von *Sen* (1999, 2005), der „*capability*“ als Entwicklungs- und Verwirkli-chungschancen ansieht, müssen Gesellschaften bereitstellen; *Nussbaum* statet es mit einer vertieften personologischen Dimension aus, die uns gerade als Psychotherapeu-tInnen anspricht. Hier ist übrigens in höchst interessanter Weise eine Differenz zwis-chen einer männlichen und weiblichen Zugehensweise zum gleichen Gegenstand, der „*capability*“, bei zwei gleichermaßen eminenten, engagierten und an einem ge-meinsamen Projekt arbeitenden Menschen zu sehen, Dimensionen, die zusammen-wirken können, die eine eigene Arbeit Wert wären. Ich begnüge mich mit diesem Hinweis, zu *Sens* Rezeption im feministischen, bzw. genderorientierten Diskurs (vgl. *Agarwal et al.* 2005). Mit Blick auf *Nussbaums* zentrale Frage: “What activities char-acteristically performed by human beings are so central that they seem definitive of a life that is truly human?”¹ (*Nussbaum* 1999, 39), kann man sicher antworten: Die Konstituierung von Identität, „Identitätsarbeit“ ist eine solche zentrale Aktivität².

Dieser Text soll deshalb auch dazu beitragen, diese Arbeit zu unterstützen, dadurch dass er die jeweils zu betrachtende Identität und die identitätsbestimmenden Stan-darderzählungen, Erzählfolien und Erzählklischees - wir sprechen auch von „*Nar-rativen*“ – bewusster zu betrachten und kritisch zu nutzen hilft. Wichtiger aber ist noch, dass er dazu beitragen kann, unser identitätsförderndes und -behinderndes *Er-zählen* – wir sprechen von „*Narrationen*“ (*Petzold* 1991o; *Petzold, Orth* 1993), die von Erzählfolien (*narratives*) durchdrungen, ja fixiert sein können – bewusster zu gestalten. Denn: Erzählen und Weitererzählen, Erzählungen und ihre Weitergabe und Verbreitung stiften, prägen, formen, deformieren, belasten, fördern, bekräftigen, entwickeln – wie auch immer – **Identität**. Weil unser Erzählen (*narration*) selbst von archivierten, in unserem Gedächtnis vorhandenen Erzählfolien (*narratives*) be-stimmt sind, kommt es dazu, dass Frauen über Frauen erzählen, ihr eigenes Frauenle-ben womöglich erzählen in einer Weise, die Frauenrechte schmälert, Frauenidentität schwächt, Identitätschancen verbaut. Beispiel: „Berufstätigkeit im ersten Lebensjahr des Kindes? Unmöglich, eine Mutter hat bei ihrem Baby zu sein! Wir hatten ja noch die Zeit, uns um unsere Kinder zu kümmern. Als meine Tochter noch klein war ... (ein Erzählen, Tradieren, Festlegen von Identität folgt).“ – Das ist eine einseitige Er-

zählung mit vereinseitigenden Erzählfolien, die Frauenidentität ohne Differenzierungsmöglichkeiten fixiert. Die Beispiele ließen sich vervielfältigen.

Das Identitätskonzept in dieser „integrativen“ Ausarbeitung und in seiner „Capability-Qualität“ (Nussbaum, Sen 1993; Eiffe 2010) ist ein für jede Form von psychosozialer Arbeit – Psychotherapie, Beratung, Soziotherapie, Identitäts- und Biographiearbeit (Petzold 2001b), Erzählprojekte, Tagebucharbeit (Straub 2001; Petzold, Orth 1985, 1993) etc. – wesentlich, ja unverzichtbar. Hier wird das Konzept aus der Sicht der „**integrativen Identitätstheorie**“ dargestellt, wie sie von Hilarion G. Petzold (2001p; Petzold, Mathias 1983; Petzold, Sieper 1998) im Rahmen der „**Integrativen Therapie**“ seit Anfang der Siebzigerjahre in verschiedenen Praxiskontexten (Drogentherapie, Altenarbeit, Petzold 1974; Petzold, Bubolz 1976), in der „Menschenarbeit also“, entwickelt wurde und bis heute weiterentwickelt wird – eben weil der Begriff als Produkt der Modernität sich wandelt (Müller, Petzold 1999). Dabei stehen diese ganzen Entwicklungen immer auf dem Boden und vor dem Hintergrund einer grundsätzlich *humanitären, altruistischen und melioristischen Ethik*, die sich an AutorInnen wie *Hannah Arendt, Gabriel Marcel, Emmanuel Levinas, Martha Nussbaum, Paul Ricœur* ausrichtet. Identität hat immer eine ethische Dimension, sie ist eine ihrer tragenden „Säulen“ (s.u.).

„**Identität** signalisiert, dass in einer *Vielheit* von Menschen die *Besonderheit* eines Einzelnen gegeben ist, der sich von vielen anderen Einzelnen unterscheidet, eben weil er eine ‚Identität‘ hat, ganz besondere Merkmale, welche ihn erkennbar machen. Auf der anderen Seite ist klar, dass dieses Erkennen seiner *Besonderheit* auch die *Vielheit* erfordert, die überhaupt erst Unterscheidbarkeit ermöglicht“ (Petzold 2000h).

Wenn man in eine Menschenmenge oder auf eine Gruppe schaut, wird man diesen besonderen Menschen anhand seines Gesichtes, seiner Frisur, seiner Haltung, seiner Bewegung, seiner Kleidung, so wie er leiblich-konkret anwesend ist, wahrnehmen. Man wird ihn wiedererkennen, wenn man ihn schon zuvor gekannt hat. Wenn man ihn allerdings das erste Mal gesehen hat, wird man ihn als Unbekannten, Fremden in der Menge der Bekannten identifizieren, was auch ein Erkennen und eine Identitätszuweisung ist. Diese Frau ist mir unbekannt, dieser Mann muss ein Fremder sein! Eine solche *soziologische* Perspektive geht an das Thema Identität gleichsam „von Außen“ heran. Ein oder mehrere Betrachter schauen auf einen Anderen, der ein Besonderer ist, selbst wenn er einer bestimmten Gruppe zugehört: einer Gruppe von Frauen oder von Männern – eine Geschlechtsidentität wird festgestellt -, von alten Menschen oder jungen Menschen – eine Altersgruppenidentität -, von Krankenschwestern, von Soldaten, von Stewardessen – eine Berufsgruppenidentität. Jede dieser Gruppen – Geschlechts-, Alters-, Berufsgruppen – konstituiert eine „**soziale Identität**“ dadurch, dass ein Einzelner einer solchen Gruppe zugehört. Dieses Moment der *Zugehörigkeit* hat unterschiedliche Dichte: „Das ist ein Mensch“ – eine sehr unspezifische, generalisierte Identifizierung! „Das ist eine Frau“, eine alte oder junge Frau

– auch das ist noch sehr unscharf. „Diese junge Frau hier ist unsere neue Mitarbeiterin in der Buchhaltung“. - Das ist schon sehr viel spezifischer, verweist aber dennoch auf verschiedene Zugehörigkeiten. Sie gehört zu der Gruppe der Frauen, der jungen Frauen, der Gruppe von Firmenmitarbeiterinnen und da zu dem Staff der Buchhaltung. Trotz dieser Zugehörigkeiten hat jede junge Frau, jeder alte Mann, jede Krankenschwester, jeder Pfleger, jede Stewardess, jeder Steward, den wir in seinen jeweiligen Bezugsgruppen erblicken, seine eigene *Hominität*, d.h. eine ganz besondere Art des Menschseins, eine eigene *Persönlichkeit*, mit der er sich identisch fühlt, durch die er aber auch in sozialen Kontexten erkannt, identifiziert wird. Er hat eine „**persönliche Identität**“, in der sich also eine *individuelle* und *kollektive* Komponente verbinden, Zugehörigkeit und Besonderheit verbinden. Wir identifizieren also auch eine Einzelperson, einen einzelnen Menschen als den, der er ist, auch in seiner jeweiligen Gruppe mit seiner jeweiligen Guppenzugehörigkeit, seiner **sozialen Identität**. In einem solchen „**integrativen Identitätsbegriff**“ werden Privates und Gesellschaftliches in einer *kokreativen* Weise verschränkt. Darin liegt seine Fruchtbarkeit. Der Begriff „Kokreativität“ macht dabei deutlich, dass vielfältige individuelle und kollektive kreative Impulse in den Prozessen der Identitätsbildung und Identitätsgestaltung zusammenwirken. Diese soziologische Perspektive betont: der Mensch ist selbst in seiner Privatsphäre immer und unabänderlich ein „soziales Wesen“, ein Gesellschaftswesen, ist: „*zoon politikón*“, wie schon *Aristoteles* sagte, dessen Fruchtbarkeit für eine moderne Ethik *Martha C. Nussbaum* aufgezeigt und in weiterer Entfaltung des *antiken Geistes der Gemeinwohl- und Selbstfreundschaftsorientierung (philautie)* aufgezeigt hat (*Nussbaum* 1999). Genau diese Doppelqualität, so *Petzold* (2001p), kennzeichnet den integrativen Identitätsbegriff, der immer Selbstsorge und die Sorge für den Anderen verbinden muss und das zu einem Anliegen des persönlichen und kollektiven Gewissens macht (*Petzold*, dieses Buch).

Die Gesellschaftlichkeit, Geselligkeit ist offenbar eine Grundqualität des Menschenwesens, und ein gutes Miteinander, ein freundliches, freundschaftliches Miteinanderleben, wo jeder bei jedem ein willkommener Gast, ein *convivus*, sein kann, ist der Wunsch, die Sehnsucht von Menschen. Das Thema der *Gastlichkeit* hat neuerlich wieder stärkere Beachtung gefunden, insbesondere durch die Arbeiten von *Jacques Derrida*, dann wohl auch, weil es in unserer Kultur eine vernachlässigte Qualität ist – etwa im Unterschied zu islamischen Ländern. Und gerade deshalb erhalten Themen wie Gastlichkeit, Brüderlichkeit, Geschwisterlichkeit, Freundschaft eine brennende Aktualität. In der Integrativen Therapie, vor deren Hintergrund meine Ausführungen stehen, wird von einer „**allgemeinen Konvivialität**“ gesprochen, ein Begriff, den ich kurz erläutern möchte, weil er für meine Überlegungen von Bedeutung ist:

Petzold (1988t) definiert:

»**Konvivialität** ist die Qualität eines freundlichen, ja heiteren *Miteinanders*, Gemeinschaftlichkeit, die aufkommt, wenn Menschen bei einem Gastmahl oder in einem Gespräch oder einer Erzählrunde zusammensitzen, wenn sie miteinander spielen, singen, wenn Lachen und Scherzen den Raum erfüllt oder sie gemeinsam Musik hören oder einer Erzählung läuschen. Die Qualität der *Konvivialität* umfaßt Verbundenheit in einer Leichtigkeit des Miteinanderseins, wo jeder so sein kann und akzeptiert wird, wie er ist, und so eine ‚*Konvivialität der Verschiedenheit*‘ möglich wird, wo ein Raum der Sicherheit und Vertrautheit gegeben ist, eine gewisse Intimität integerer *Zwischenleiblichkeit*, in der man ohne Furcht vor Bedrohung, Beschämung, Beschädigung, ohne Intimidierung zusammen sitzen, beieinander sein kann, weil die Andersheit unter dem Schutz der von allen gewünschten, gewollten und gewährten *Geerechtigkeit* steht und jeder in Freiheit (parrhesiastisch) sagen kann, was er für wahr und richtig hält.“ – „**Konvivialität als kordiales Miteinander** macht ‚gutes Leben‘ möglich. Der ‚*eubios*‘ aber ist für Menschen der Boden des *Sinnerlebens*. Er wird von dem integrativen „*Koexistenzaxiom*“: „*Sein ist Mitsein, Mensch ist man als Mitmensch*“ unterfangen (Petzold 1988t).

Über die dieser Arbeit vorangestellten, sozialpsychologischen Bestimmungen von „*Konvivialität*“ hinausgehend, betone ich in diesem Kontext mit diesem Begriff der **Konvivialität** als einem „**kordialen Miteinander**“ (*ibid.*) spezifisch weibliche, und besonders leibnahe Qualitäten, denn es sind zumeist Frauen, die ein gemeinsames Essen herrichten, für zwanglose Stimmung und eine angenehme, heitere Atmosphäre sorgen, die Gastlichkeit pflegen, es sind Frauen, die spielerische Aktivitäten (*paidia*) fördern, so verschieden von den ernsten, konkurrenzierenden Spielen (*agon*) von Männern, in denen es um Gewinnen und Verlieren, Sieg oder Niederlage geht. *Konvivialität* ist die weibliche Fähigkeit, Räume der Behaglichkeit, Geborgenheit, Sicherheit, Intimität zu gestalten, in denen Menschen es gut miteinander haben. Es gibt eben spezifische weibliche Anliegen – nicht dass sie Männern grundsätzlich fehlen würden, es ist wohl eher eine Frage der Priorisierung – und wohl auch spezifische weibliche Vorstellung von einem „guten Leben“, was schon an der Art ersichtlich wird, wie Männer und Frauen über ein „gutes Leben“ schreiben (Steinfath 1998; Nussbaum 1999). Frauen geht es zumeist dabei um sanfte emotionale Qualitäten, um „sanfte Gefühle“ wie Trost, Heiterkeit, Zärtlichkeit, Versöhnlichkeit, von denen man in der Psychotherapie kaum etwas liest – Hilarion Petzold (Petzold 2007p, 2010k) hat sie indes seit langem zu einem Schwerpunkt seines Interesses gemacht und ihre Bedeutung für die Integrative Therapie herausgestellt (*idem* 2007o). Daran ist seine Mutter, in der Krankenpflege, im antifaschistischen Widerstand, in der Friedensarbeit und – bis ins hohe Alter – in der Altenarbeit engagiert (Petzold-Heinz 1985; Petzold-Heinz, Petzold 1985), so wie ich sie kennen gelernt habe³, sicherlich wesentlich mitbeteiligt.

Sanfte Gefühle, gepaart mit Mut, sind ein Antidot, wenn Menschen aus Habgier, Neid, Missgunst, Misstrauen, Feindseligkeit alles daransetzen, genau dieses „gute

Miteinander“ zu verhindern. Sanftmut und Mut, das sind „Fähigkeiten“, die hier gut zusammengehen, weil hinter all dieser Destruktivität von Menschen oft Furcht und vielfältige Ängste stehen. Aus diesen Motiven verweigern sie Zugewandtheit, Gemeinschaftlichkeit, Fürsorge, wechselseitige Unterstützung, verweigern **Gastlichkeit**, die Qualitäten dieser „**allgemeinen Konvivialität**“, die sie doch retten könnten, denen sie aber aufgrund vielfältiger schlechter Erfahrungen der Verletzung und des Verrats misstrauen. Wenn nicht erneut Vertrauen gewonnen wird – kein naives, sondern ein kritisch fundiertes (Petzold 2008j) – kann sich an ungunstigen Verhältnissen nichts ändern. Ändern aber kann sich hier nur etwas, wenn positive Qualitäten des Zusammenlebens überall praktiziert werden, und wenn daran gearbeitet wird, dass es ein hinlänglich „gutes Leben“, ein sicheres, Glück ermöglichendes Leben für *alle Menschen* geben kann. Ich sage: p r i n z i p i e l l , denn integrative TherapeutInnen sind kritisch reflektierte **Melioristen** und keine naiven Weltverbesserer. Sie wissen um die Hindernisse und die langen Wege – oft über Jahrzehnte, Jahrhunderte, von der Deklaration der Frauenrechte 1791 durch *Marie Gouze* (1995; vgl. *Kestenholz* 1991) bis zur Einführung des Frauenstimmrechts in der Schweiz (1971)⁴ und in Lichtenstein (1984) vergingen fast 200 Jahre! P r i n z i p i e l l heißt, dass niemand ausgeschlossen werden darf, denn die Exklusionstendenzen der Menschen sind erheblich (vgl. *Sieper* et al. dieses Buch). Die Verweigerung von Mitarbeit an diesen humanitären Zielen hat ein gefährliches Potenzial, wenn sie zum Rückzug, zur Verachtung, zur „Dehumanisierung“ (Petzold 1996j, 2002h) wird, und das wird sie, wenn eine solche „Ohne-mich-Haltung“ nicht mit **parrhesiastischem Mut** konfrontiert wird. Auch das ist eine durchaus weibliche Qualität (*Nussbaum* 2000a), wie Frauen immer wieder gezeigt haben.

Ich erinnere hier an die Naturforscherin und Philosophin *Margret Cavendish* (*1623; †1673, vgl. *Withaker* 2002), an die Mystikerin und Ketzerin der Liebe *Margareta Porrete* (*1250/1260, verbrannt 1310 in Paris, vgl. *Régnier-Boler* 2006; *Richir* 2003) und natürlich an die frühe Frauen- und Menschenrechtsprotagonistin *Olympe de Gouges* (*1748, † auf dem Schafott 3. November 1793 in Paris, vgl. *Mousset* 2006, *Doormann* 2003). Sie verfasste 1791 ihre „*Déclaration des droits de la Femme et de la Citoyenne*“ als Vertreterin des

„an Schönheit wie an Mut, die Beschwerden der Mutterschaft betreffend, überlegenen Geschlechts“ und benannte „... die Rechte der Frau und Bürgerin“:

Artikel 01: Die Frau wird frei geboren und bleibt dem Manne gleich in allen Rechten. Die gesellschaftlichen Unterschiede können nur im allgemeinen Nutzen begründet sein.

Artikel 04: Freiheit und Gerechtigkeit beruhen darauf, dass dem anderen abgegolten wird, was ihm zusteht. So stößt die Frau bei der Wahrnehmung ihrer natürlichen Rechte nur an die ihr von der Tyrannei des Mannes gesetzten Grenzen; diese müssen durch die von der Natur und Vernunft diktierten Gesetze neu gezogen werden.

Artikel 10: Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen. Gleichermassen muss ihr

das Recht zugestanden werden, eine Rednertribüne zu besteigen“ (Olympe de Gouges 2006).

Ich muss das einfach noch einmal zitieren – der Text und seine mutige Autorin sind für die Identitätsarbeit von Frauen zentral! Er wird leider in der Psychotherapieliteratur praktisch ausgeblendet. Ein solcher „Text des Mutes“ schafft weibliches Selbstvertrauen, auch heute für Menschenrechte, Konvivialität, Meliorismus einzutreten und aktiv an **vertrauensbildenden Maßnahmen** mitzuwirken. Frauen haben da zu meist eine „gute Hand“.

Grundvoraussetzung für ein „**menschenwürdiges Leben**“, in dem man und durch das man Menschen in ihrer Identität des Menschseins gerecht wird ist, dass man ein Dach über dem Kopf, Kleidung, genug zu essen, medizinische Versorgung hat, sich in Sicherheit befindet und in seiner Art akzeptiert ist, die Möglichkeit zur freien Entfaltung seiner Talente, Äußerungen seiner Meinung und zur uneingeschränkten Partizipation an den Gütern der Kultur, z.B. Bildung, Wissensstände, Aktualinformation hat. **Das wäre die Basis für ein menschengerechtes Leben.** Und wo das nicht gewährleistet ist, ist auch Identität gefährdet, so dass Hilfe gebracht, Schutz, Unterstützung, Gastrecht gewährt werden muss, Aufklärungs-, Wissens- und Bildungsoffensiven lanciert werden müssen.

Der Begriff der „*Brüderlichkeit*“, der auf eine solche Qualität verweist, zeigt zugleich auch die Problematik auf. Der bedeutende französische Philosoph *Jacques Derrida* (2000) hat deutlich gemacht, dass dieser Begriff oft missbraucht, in unehrlicher Weise gebraucht wurde und wird; denn, wer meint es ehrlich, wenn er Bruder sagt, ehrlich mit der Verpflichtung etwa zu Beistand und Hilfe, die in diesem Wort gegeben ist? Und – so fragt *Hilarion Petzold* (2002h) – „Was ist mit den Schwestern?“ Gilt das Beistands- und Hilfeversprechen, das im Wort „Bruder“ liegt, für Frauen nicht? Wo sind Verpflichtungen für die Schwestern? – „Geschwisterlichkeit“ wäre vielleicht eine Alternative, aber damit wird die Zugehörigkeit in hohem Maße auf die engsten Verwandtschaftsbande eingeschränkt, und in der Tat ist es so, dass Sorge, Fürsorge, Hilfe, Einsatz, die Bereitschaft zu teilen desto intensiver sind, je näher die Menschen einander stehen, wenn sie „an einem Familientisch“ sitzen. Aber genau das ist zu überschreiten, wenn man ein „gutes und freundliches Miteinander“, eine „Gastlichkeit“ zwischen Menschen insgesamt anstreben will, wie dies *Derrida* in seinen Überlegungen nahe legt: „Das bist Du, ich kenne Dich!“ – oder: „Ich kenne Dich nicht, aber ich will Dich kennenlernen!“ – „Und ich bin bereit, mich erkennen zu geben, mich bekannt zu machen, mich kennenlernen zu lassen!“ So tragen Menschen durch Re-identifizierungen, durch wechselseitige Identitätsattributionen, jeweils zur Identität der Anderen bei.

Es gibt neben dieser *soziologischen* Sicht eine andere Möglichkeit, sich dem Identitätsthema zu nähern, eine individuumsgerechtere, *psychologische*, die auf das Selbsterleben eines Menschen zentriert ist. Hier kann man von einer Identität sprechen, wenn

Frau sich „*bei sich*“ fühlt, wenn sie sich „*in ihrer Haut wohl fühlt*“, wenn sie sich „in ihrem Körper zu Hause fühlt“, mit sich identisch erlebt: Es ist *mein* Gesicht, es sind *meine* Hände, es ist mein Gang, meine Art mich zu bewegen, zu tanzen, zu singen, zu sprechen, das ist meine *Leiblichkeit* und meine *Weiblichkeit*. In dieser individuumszentrierten Perspektive wird deutlich, dass sie in wesentlichen Bereichen an die **Leiblichkeit** des Menschen gebunden ist. Wie man sich erfühlt, wie man sich spürt, bestimmt das persönliche Identitätserleben maßgeblich. Wir stehen in einer „*Identifikation*“ mit unserem leiblichen Selbstempfinden. Das „bin ich“, „ich fühle mich mit mir vertraut“. Eine solche *Selbstidentifikation* wird uns in engerer Bedeutung meist erst bewusst, wenn wir uns durch irgendwelche Ereignisse „fremd fühlen“. – „So kenne ich mich gar nicht“, „das bin ich von mir gar nicht gewohnt“. Man wurde verstört, wird verwirrt, steht irgendwie „neben sich“, und die Welt wird unwirklich und unwirtlich, die sozialen Netzwerke verarmen, Menschen ziehen sich zurück und man zieht sich von ihnen zurück. Sie fallen mehr und mehr aus der **Konvivialität**, dem guten Miteinander, aus der Gemeinschaft. In solchen Momenten, die häufig durch „kritische Lebensereignisse“ oder „persönliche Katastrophen“, „traumatische Situationen“ ausgelöst werden, wird Menschen dann plötzlich klar, was es heißt, „*bei sich zu sein*“, „mit sich im Reinen zu sein“, mit sich „zufrieden zu sein“. Dieses Erleben einer „**persönlichen Identität**“ setzt neben dem „eigenleiblichen Spüren“ Vertrautheit mit den Zuständen seines Leibes auch eine Bewusstheit für das eigene Leben, die eigene Lebensgeschichte als leiblich erlebte und für die persönlichen Zukunftsentwürfe voraus: „Ich weiß, wer ich war, wer ich bin, und ich weiß auch, wohin ich will und wer ich sein werde!“ – „Ich kenne mich, weil ich meine Geschichte kenne, weil ich mich hier und heute kenne, weiß ich, was ich will und was ich erreichen möchte und kann“. In solchen Formen des Selbsterlebens und der Introspektion ist die *persönliche Identität* aber nicht losgelöst von ihrer sozialen Matrix, der „**social identity**“. Wobei es Menschen in der Regel nicht gleichgültig ist, in welchen *Zugehörigkeiten* sie stehen, welchem Geschlecht oder welcher Altersgruppe sie angehören, welcher Familie, welchem Volk, welcher Glaubensgemeinschaft. Aber in eben diesem *Wissen um seine Kollektivität* weiß ein Mensch um seine *Besonderheit*, weiß „Sie“, dass sie eine *ganz bestimmte* Frau ist, weiß „Er“, dass er ein ganz bestimmter Mann ist, dass „Er“ und „Sie“ ihre jeweilige Familienzugehörigkeit oder Nationalität in einer ganz besonderen Weise leben. Hier wird deutlich, dass **Konvivialität** sehr generelle und sehr spezifische Seiten und Qualitäten hat und haben muss. Sie ist kein Normprodukt.

Man sieht bei einer solchen identitätstheoretischen Position – das sei nochmals unterstrichen –, dass sie individuelle und soziale Perspektiven verschränkt, und dass die „volle Identität“, dass ein umfassendes Identitätsverständnis, **persönliche Identität** und **soziale Identität** verbindet. Und genau das muss ein moderner Identitätsbegriff leisten. In früheren Zeiten, wo Gesellschaften nach Klassen und Ständen organisiert waren, bezogen Menschen ihre Identität durch die Zugehörigkeit zu derartigen sozialen Gruppierungen, die oft auch durch besondere äußere Merkmale, Klei-

dung, Haartracht, Grußformen, leibliche Signale also, gekennzeichnet waren. Heute, in den mit Recht als „pluralistisch“ bezeichneten Gesellschaften, die nicht erst seit dem Zeitalter der Globalisierung von einer immensen Vielfalt und Unüberschaubarkeit gekennzeichnet sind, wird das Konzept einer „persönlichen Identität“ wesentlich, damit eine Frau oder ein Mann in der gesellschaftlichen Pluralität nicht verloren geht. Verbunden mit einer solchen *konvivialen* identitätstheoretischen Sicht ist eine große Wertschätzung des Einzelnen, die Anerkennung der Bedeutung des Individuums, seiner ganz persönlichen Bürger- und Ehrenrechte. In modernen Staaten kommt dies unter anderem durch eine persönliche Urkunde, einen „Personalausweis“ zum Ausdruck, der in unseren Nachbarländern ja zutreffend „identity card“ oder „carte d'identité“ heißt.

Um diese identitätstheoretischen Überlegungen, wie sie von *Mead*, *Krappmann*, *Keupp* oder *Petzold* entwickelt worden sind, etwas zu verdeutlichen und sie näher ins Erleben zu bringen, möchte ich den LeserInnen eine kleine Übung vorschlagen: Spüren Sie einfach einmal ihren Körper durch von Kopf bis Fuß oder von den Füßen zum Kopf, von den Händen zur Körpermitte oder von der Körpermitte zu den Extremitäten – ganz wie Sie wollen und sich wohl fühlen. Wenn Sie ein deutliches „Gespür für sich selbst“ gefunden haben, machen Sie sich „ein Bild von sich selbst“, eine Vorstellung, als ob sie in den Spiegel schauen, ein Bild, bei dem Sie sich wohl fühlen, so wie Sie sich gerne sehen, wenn sie „gut drauf“ sind.

Sie werden bei dieser Übung bemerkt haben, dass in die *Selbstbetrachtung* auch *Bewertungen* eingegangen sind: sich *gut* fühlen, sich *schlecht* fühlen, gut aussehen, nicht so gut aussehen, frisch sein, erschöpft sein, jung wirken, alt wirken. Derartige Bewertungen sind charakteristisch für Identitätsprozesse, wie sie in modernen Identitätstheorien erforscht und beschrieben worden sind. Menschen geben *emotionale* Bewertungen – man spricht von „*valuations*“: „Ich fühle mich mit dieser ablehnenden Haltung nicht gut!“ – „Mit dieser entspannten Art von mir bin ich aber vollauf zufrieden!“ Sie geben sich aber auch in Bezug auf ihre Identität *kognitive* Einschätzungen – man spricht hier von „*appraisal*“: „So, wie ich gestern aufgetreten bin, bin ich gut angekommen!“ – „Wenn ich mich selbstbewusster verhalte, werde ich bei der Vorstellung mehr Erfolg haben!“ Die Bewertungs- und Einschätzungsprozesse sind nun sehr interessant. Wenn man sie genauer betrachtet, findet man heraus, dass die Maßstäbe, die man verwendet, von gesellschaftlichen Werten und Normen, von den Moden, Trends und Auffassungen sozialer Gruppen bestimmt sind. Das auf den ersten Blick als Eigenes, als *eigene* Meinung, persönliche Ansicht, individuelle Auffassung Ausgesagte entspricht *kollektiven* Meinungen, frauenspezifischen oder männerspezifischen, schichtspezifischen, den Klischees gesellschaftlicher Klassen, dem „Zeitgeist“. Natürlich sind in solchen *kollektiven* Mustern auch ganz *individuelle* Ausprägungen, Noten, Nuancen vorhanden, aber das kollektive Moment darf man nicht unterschätzen. Wenn man sich also in einer Schaufensterscheibe betrachtet oder im Garderobenspiegel – etwa bei der Anprobe in einem Kleidergeschäft – schaut man

„auf sich selbst“ immer auch mit dem Blick von Anderen, dem bewertenden Blick potenzieller BetrachterInnen: „Das Kleid würde meiner Freundin, meiner Mutter, meinem Mann, meinen Kolleginnen sicher *nicht* gefallen!“ – „Diese Frisur wirkt mir zu altmodisch.“ – „Da muss noch etwas Chique hinein“, würde meine Freundin sagen!

Wir übernehmen beständig aus unserem sozialen Kontext Bilder, *verinnerlichen* sie, und diese Vorstellungen gehen dann wieder in unsere emotionalen Selbstbewertungen und kognitiven Einschätzungen unserer Identität ein. Gegen diese Prozesse ist eigentlich nichts zu sagen, denn sie geben uns Verhaltenssicherheit. Man ist eben als Mensch nicht isoliert, völlig für sich allein, eine Einzelgängerin, sondern man braucht eine gute *Anschlussfähigkeit*, und die entsteht durch Gemeinsamkeiten und stiftet zugleich konviale Gemeinsamkeit. Wo wir zu fremd werden, unsere Besonderheit zu sehr aus dem Rahmen fällt, werden wir als „sonderlich“ gesehen, und Sonderlinge sind selten gut gelitten. Die Fragen des eigenen Identitätsstils, des persönlichen *Lifestyles*, der eigenen Note und der sozialen Anschlussfähigkeit – die Sozialpsychologen sprechen von „Affiliation“, das heißt, sich verbinden und verbunden werden, – diese Fragen erfordern ein gutes Gefühl für *sich selbst* und für seine *soziale Mitwelt*, für das Eigene und das Andere, von dem die Eigenart, Eigenständigkeit abhängt. Identität ist deshalb keine ungefährdete Größe.

Soziale Welten mit ihren Identitäts-/Konformitätszwängen, mit ihren Normierungen, normativen Identitätszuschreibungen bis hin zur Stigmatisierung können Menschen in ihrem Identitätserleben durchaus in Bedrängnis bringen. Das ist besonders bei Randgruppen der Fall, und „Randgruppen“ können manchmal sehr groß sein. Es sind nicht nur die „Ausländer“ marginalisiert, oft sind es auch die „alten Menschen“ oder „die Frauen“ – „Weiber“ gar. Weil Identität in gesellschaftlichen Zusammenhängen gebildet wird aus dem *Zusammenwirken von Selbstzuschreibungen und Fremdzuschreibungen*, können Negativzuschreibungen, Stigmatisierungen Leid verursachen und Schaden anrichten.

Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, Vorurteile und Benachteiligungen von Frauen zeigen das an zahllosen Beispielen: „Für Führungspositionen ungeeignet, einfach nicht hart genug! – Der Betrieb kann sich diese Babypausen nicht leisten! – Leitende Positionen, das ist doch Männersache! Da kommt mir keine Frau hin, das gibt nur Ärger!“ Dabei wird von Männern geflissentlich übergangen, dass viele Männer nicht mit ihrer Rivalität untereinander umgehen können, wobei sie phantasieren, dass sich das in der Präsenz von Frauen verschärfen könnte („Frauen an Bord bringen Unglück!“). Viele Männer haben offenbar große Mühen, Frauen in Führungspositionen zu akzeptieren. Ihre oft raumeinnehmende, maskulin-dominante Körpersprache, habitualisierte Vereinnahmungsgestik, Imponiergehabe, subtile Anmache oder Altväterlichkeit Frauen gegenüber, greifen natürlich nicht in der Kommunikation mit einer Vorgesetzten oder Ranggleichen, und damit sind habitualisierte Kommunikationsmuster und Verhaltenssicherheiten eingeschränkt und erschüttert, und das

wirft Schwierigkeiten auf -- auch bei den Frauen, denn sie müssen sich auch auf neue verbale und nonverbale Kommunikationsformen einstellen, und das ist keine einfache Angelegenheit, besonders in männerdominierten Bereichen der Wirtschaft, der Technik, der Medizin etc. Denn es ist wohl kaum damit getan, männliche Kommunikationsstile bei Führungsaufgaben zu übernehmen, männliches Dominanzverhalten zu kopieren, sondern es müssen neue „weibliche“ Interaktionsformen gefunden, ja „erfunden“ und erprobt werden und dies in einer Weise, dass die an einer kommunikativen Situation beteiligten Frauen und Männer unter Berücksichtigung ihrer Genderspezifität, ihrer Weiblichkeit und Männlichkeit, sich in einer guten, effektiven Weise verständigen und miteinander reden und arbeiten können.

Die *Dominanzterritorien* der „Männerwelt“ sind natürlich sehr spezifisch: es sind zum Beispiel die „Chefetagen“ – der Begriff zeigt es ja -, es sind die „Männerberufe“ – Piloten, Chirurgen, Techniker, Banker. Und natürlich gibt es auch hier Veränderungen als Phänomene der Moderne. Frauen sind in Männerterritorien eingedrungen: in die Medizin, in Wirtschaft und Verwaltung, in die Politik, in Polizei und Militär (in unterschiedlichen Ländern in unterschiedlicher Weise): Diese Bewegungen verlaufen dynamisch in die Richtung einer Öffnung bestimmter Männerdomänen. Dabei geht es nicht ohne Kampf und Kampfmaßnahmen: Frauen „erobern“ Bereiche der Männerwelt, dringen in Domänen der Männer ein, übernehmen Männerrollen und Männeraufgaben, setzen „Frauenpower“ gegen Männerdominanz. Und dann gibt es plötzlich „Powerfrauen“ oder „Karrierefrauen“. Die Begriffe lösen oftmals Dissonanzgefühle aus, denn es ist nicht einfach, derartige Entwicklungen mit Begriffen wie „Weiblichkeit“, „Fraulichkeit“, „Mütterlichkeit“, wie sie als zu Frauen gehörige Identitätsqualitäten gesehen und attribuiert werden, zu verbinden. Ein „väterlicher“ Chef an der Spitze eines Elektrogroßhandels, das ist leicht vorstellbar, aber eine „mütterliche“ Chefin? Da wird schon eher an „eiserne Ladies“ gedacht. Man sieht, wie schwierig diese Fragen sind, weil hier in den Köpfen von Menschen durch ihre Sozialisierungserfahrungen Verhaltensfestlegungen und Identitätsvorgaben mit Genderrealitäten verbunden sind, mit den sozialen Realitäten von Männern und Frauen, mit den Begriffen Weiblichkeit und Männlichkeit als sozial bestimmten und spezifisch aufgeladenen Identitätsqualitäten. Hier Veränderungen zu bewirken, Erweiterungen des Spektrums an Attributionen, Flexibilisierung der sozialen Domänen, wird Arbeit im Denken, Fühlen, Werten, Phantasieren von Männern und Frauen in allen gesellschaftlichen Gruppierungen und Schichten erfordern. Die Einführung von Frauenquoten, von Frauenbeauftragten, von gendergerechten Sprachregelungen – die Doppelnennung von Frauen und Männern in öffentlichen Ausschreibungen zum Beispiel –, das alles wird ohne Veränderung der Muster des Denkens, Fühlens und Wollens in den Köpfen und Herzen von Menschen, Männern und Frauen, wenig bewirken. Es wird nämlich dann nicht zu anderem Handeln kommen. **Identität ist abhängig von „sozialen Repräsentationen“**, wie *Petzold* (2002g) unter Rückgriff auf die Theorie des Sozialpsychologen *Serge Mo-*

scovici formuliert. Es geht dabei um „kollektive Vorstellungen“ in sozialen Feldern über die Rollen von Frauen und Männern in eben diesen Feldern. Quotenregelungen sind Ausdruck von Machtverhältnissen im Denken von Gesellschaften, sie sind Ausdruck von eingeschränkter **Konvivialität**. Vom „freundlichen Miteinander“ – und das besagt ja der Begriff –, von der geselligen Zugehörigkeit sind Frauen bei bestimmten Gruppierungen und Ereignissen ausgeschlossen: „Das ist eine reine Männergesellschaft!“ Die Geschichte der Männerbünde zeigt das Moment der Ausgrenzung in beeindruckender Weise.

Es müssen in Bezug auf die Konzepte von *Männlichkeit* und *Weiblichkeit* die „sozialen Repräsentationen“, das heißt die *kollektiven Kognitionen*, *Emotionen* und *Volitionen* bei Männern und Frauen verändert werden. Beispiel für den kognitiven Sektor: „Frauen sind einfach technisch nicht so begabt!“ – das denken noch immer viele Männer **und** viele Frauen. Weiterhin müssen *kollektive Emotionen* verändert werden. Beispiel: „Chirurgie, das ist doch nichts für die zarten Seelen von Frauen“. Solche Aussagen zeigen, wie viele Männer über Frauen und durchaus viele Frauen über sich selbst fühlen. Derartige *kollektive Emotionen* verändern sich natürlich auch – allerdings nur langsam, etwa durch die Streife fahrenden Polizistinnen in den Fernsehkrimis, wobei sich gerade hier im Verhältnis zwischen dem Beamten und der Beamtin in solchen Tandems immer wieder die traditionellen Muster zeigen: der Mann fürs Grobe und Gefährliche, immer wieder in Beschützerpose. Wie oft werden Szenen gezeigt, wo **Sie ihn** beschützt? Schließlich muss in den „sozialen Repräsentationen“ auch „kollektives Wollen“ – man spricht hier von *kollektiven Volitionen* – verändert werden. Beispiele: „Frauen im Vorstand unseres Unternehmens, kommt nicht in Frage!“ – „Eine Frau als Caritas-Direktorin, undenkbar!“ Aber es ist *möglich!* In Deutschland gab es 2002 zum Beispiel die erste Caritasdirektorin und zwar in Trier. In Österreich gibt es zur Zeit keine, aber es gab, so weit ich informiert bin, einmal eine in Eisenstadt mit einem geistlichen Assistenten. Es ist der Mühe Wert, einmal zu untersuchen, in welchen Bereichen der Gesellschaft und auf welchen Macht- und Einflussebenen sich keine Frau oder nur wenige Frauen finden, und dabei wird man entdecken, dass dahinter auch ein – mehr oder weniger bewusster – *kollektiver Wille* steht, der sich im Individuellen abbildet, ein kollektives „Wollen“ oder besser „Nicht-Wollen“ von einflussreichen Gruppierungen, dass dahinter auch kollektive „Undenkbareiten“ stehen und auch kollektive Stimmungen, emotionale Dissonanzen. Man teste es mit dem Denken, Fühlen, Wollen einmal an: eine Frau als Transplantationschirurgin, als Generalin, als Jetpilotin, als Bundesbankpräsidentin – die Muster des Fühlens, Denkens und Wollens stehen hier oft gegen den verfassungsrechtlichen Gleichheitsgrundsatz, jedenfalls bei großen Kollektiven von Männern und Frauen. Der Gleichheitsgrundsatz der Verfassungen moderner Gesellschaften ist eine „**Konvivialitätszusage**“ (*Petzold* 2002h), und die muss man wollen. Der Wille, bewusst eingesetzt, kann sehr stark sein (*Petzold, Orth* 2008). Man muss wissen, wofür man sich einsetzt!

Das Selbstverständnis von Männern und Frauen wird in Gesellschaften von Männerbildern und Frauenbildern, Bewertungen von Männlichkeit und Weiblichkeit bestimmt. Man spricht deshalb statt von **Geschlecht** als biologischer, körperlicher Kategorie von „**Gender**“ - dies im Sinne einer soziologischen Kategorie. Nach der „Differenztheorie“ haben wir hier eine Bezeichnung für **Geschlechtsidentität**, die von einer Konstruktion von Geschlecht als sozialer Wirklichkeit ausgeht und u.a. Selbstwahrnehmung, Selbstbild, Selbstwert in der Geschlechterdichotomie „Frau/Mann, Weiblichkeit/Männlichkeit“ verortet, sowie das davon abgeleitete (Rollen-)Verhalten in festgefügt und reproduzierten Geschlechterordnungen als *soziale Konstruktionen* versteht. Diese sind damit nicht *unabänderbar* wie die biologische Geschlechtlichkeit (ich ziehe hier den Sonderfall medizinischer Geschlechtsumwandlung bei Transsexuellen nicht in Betracht). Eine solche Sicht besagt also: Vorstellungen von männlicher und weiblicher Identität sind von gesellschaftlichen Identitätsmustern abhängig. Diese sind in jedem von uns durch Sozialisationseinflüsse verankert, können aber genau über diese beeinflussbar werden und bedürfen deshalb individueller und kollektiver Veränderungsbemühungen, wenn diese denn *gewollt* sind.

Wieder möchte ich eine kleine Imaginationsübung vorschlagen, die diese Zusammenhänge akzentuiert: Stellen Sie sich aus ihrer jeweiligen Genderidentität als Frau oder Mann die folgende Situation vor: Sie übernehmen als Frau die Leitung eines großen Autohauses: Verkauf, Werkstatt, die Niederlassung einer bedeutenden Automarke. Alle Mitarbeiter im Verkauf und alle in der Werkstatt sind Männer, deren Vorgesetzte Sie jetzt geworden sind. – .. Und die Männer hier stellen sich vor: Sie erhalten als Mitarbeiter dieser Niederlassung eine Frau als **Chefin** – in Österreich würde man wohl sagen „eine Frau als **Chef**“. Was sind Ihre Gefühle, Gedanken, Phantasien in der jeweiligen Position? Welche Möglichkeiten und Chancen hat Frau in einer solchen Situation? Wie müsste sie sich kleiden, wie sprechen, Anweisungen geben? Was würde ihr entgegenkommen? Die Autobranche ist eine Männerdomäne. Es gibt auch Frauendomänen, natürlich, und auch in diesen sind oft genug Männer die „Chefs“. Man blicke etwa in den Altenheimbereich.

Jetzt setzen Sie das Experiment auf Ihre Berufssituation um. Stellen Sie sich vor: In meinem Arbeitsbereich bin ich die oberste Chefin. Männer und Frauen sind meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – Chefs sprechen auch oft noch von „Untergebenen“.

Derartige Situationen in Gedankenexperimenten auszuphantasieren, kann die Grundlage dafür bilden, Formen weiblicher Identität für Männerdomänen zu entwickeln, - und von der anderen Seite: Männerdomänen für Frauen zu öffnen, ohne dass männliche Identität dadurch in Krisen gerät, sondern dass partnerschaftliche Interaktionen und produktive Arbeitsprozesse möglich werden.

Das Gedankenexperiment macht deutlich, dass *Identität* als gesellschaftlich bestimmte Wirklichkeit wesentlich auch Machtverhältnissen und gesellschaftlichen Konflik-

ten ausgesetzt ist: Konflikten zwischen Männern und Frauen, zwischen den Generationen, Alten und Jungen, zwischen Armen und Reichen, unterschiedlichen Volksgruppen oder Nationalitäten. Da Identität von Identitätszuweisungen bestimmt ist, ist sie immer auch eine prekäre. Negativattributionen, wie sie im „Dritten Reich“ für die Juden systematisch praktiziert wurden, haben mit der „verbalen Vernichtung“, mit der Demontage der Identität, mit einer Dehumanisierung die Vernichtung der physischen Identität vorbereitet (Petzold 1996j, 2008b). Diese Praxis der Schmähung, Entehrung, Erniedrigung als Strategie der Identitätsbeschädigung, ja Identitätsvernichtung, findet man leider in unterschiedlichen Intensitäten in den verschiedensten Bereichen: in der Rassen- und Ausländerdiskriminierung, in der Frauen- und Altersdiskriminierung. Die Macht- und Gewaltstrategien gegen die Identität von Anderen bleiben aber auch für die Täter, die Identitätsverletzer, nicht ohne Folgen, da Identitätsprozesse reziproken Charakter haben: wenn jemand durch Stigmatisierungen Menschen beschädigt, sie zu Opfern macht, wird er zum Täter. Wenn *Identifizierung* verweigert wird – und Menschen brauchen positive Identitätszuweisungen lebensnotwendig –, dann erwächst aus der Reziprozität solch unmenschlichen Handelns für den Täter selbst die Identitätsqualität eines „Unmenschen“, kommt es zu Schäden für die eigene Identität (*ibid.*), auch wenn die Definitionsmacht für die Identität des Anderen, die Macht zur Stigmatisierung zunächst beim Stigmatisierenden zu liegen scheint. Solche subtilen Wechselwirkungen in Macht-Ohnmachtkonstellationen finden sich häufig bei Genderproblemen. Untersucht man diese (Orth, Petzold, Sieper 1999), werden oft genug Benachteiligungen von Frauen als Einschränkungen der Entfaltung weiblicher Identität, Be- und Verhinderungen von Identitätsentwicklungen erkennbar, zuweilen sogar als „doppelte Benachteiligung“ oder „*doppelte Stigmatisierung*“, gar als ein *akkumulatives*, „*multiplés Stigma*“ (Petzold 2000h).

Beispiel: Frau und alt, Frau und Ausländerin, Frau aus der Unterschicht. Bei den genannten Konstellationen zeigen sich für die betroffenen Gruppen besondere Risiken. Frauen aus der Unterschicht, alleinstehende alte Frauen haben ein höheres Risiko, psychisch und psychosomatisch zu erkranken, und werden bei Behandlungen benachteiligt (Bühren 2004; Harlfinger 2005; Nessler 2010). Die „Gendermedizin“ beginnt sich zu profilieren (Rieder, Lohff 2008). Von einer breiten Umsetzung ist man noch weit entfernt – und das gilt für das weibliche wie das männliche Gender, denn Männer haben ihre eigenen Benachteiligungen. Ausländische *Männer und Frauen* aus dem ost- und südosteuropäischen Ausland haben in Deutschland deutlich geringere Chancen, einen guten und gerecht bezahlten Arbeitsplatz zu erhalten. Frauen sind dabei noch eine Stufe tiefer gesetzt. – Immer noch kann man für die Situation von Frauen ganz allgemein sagen, dass ihre Chancen für eine hochkarätige berufliche Identität, dass ihre Karrierechancen gegenüber Männern vielfach durch *Benachteiligungen in der Konvivialitätsusage* gekennzeichnet sind. Sie müssen, um eine entsprechende Position zu erreichen, oftmals einen weitaus höheren Einsatz bringen als ihre männlichen Kollegen.

Wenn man einerseits nach Ursachen dieser Situation und andererseits nach Möglichkeiten ihrer Veränderung fragt, wird man immer wieder auf das Problem der Kommunikation, der *schwierigen* Kommunikation zwischen den Geschlechtern treffen - insbesondere über das Thema der erlebten oder phantasierten „*externalen*“ *Identitätsbedrohung* durch die jeweils andere, gegengeschlechtliche Gendergruppe. Es wird aber auch um das teilweise noch nicht sehr bewusste Erleben von „*internen*“ *Identitätsbedrohungen* gehen, denn die Übernahme neuer Rollen, Funktionen, Aufgaben, Verantwortungen verlangt ja auch die Veränderung eigener Selbstbilder, Identitätsmuster, die Veränderung vertrauter Willensimpulse, Gefühle, Vorstellungen von der eigenen Weiblichkeit und auch – damit verbunden – Einstellungen zu Männlichkeit, Erlebensmustern Männern gegenüber. Es dürfte deutlich geworden sein: Weiblichkeit und Männlichkeit, Frauen- und Männerrollen, männliche und weibliche Identität, männliche und weibliche Leiblichkeit sind *konfigurative*, aufeinander bezogene und sich vielfach wechselseitig bedingende Realitäten.

Eine Möglichkeit, diese Realitäten mit ihren Schwierigkeiten, aber auch *Chancen* anzugehen, und die vorhandenen Probleme in immer besserer Weise zu überwinden, die auftauchenden Aufgaben in immer besserer Weise zu lösen, liegt in der Entwicklung einer intensivierten Gesprächsbereitschaft zwischen den Geschlechtern, in der Entwicklung einer „*diskursiven und narrativen Kultur*“ durch *Gesprächs- und Erzählgemeinschaften* zwischen Männern und Frauen, in der Förderung von Dialogen – oder besser von *Polylogen*. Manchmal werden solche Ko-respondenzprozesse, Gespräche, Versuche der Kommunikation und Metakommunikation zu einer Gratwanderung zwischen der Freiheit und dem Freiraum, den man sich leisten kann, und den Grenzen, die da sind und den Gefahren, aufgrund derer man in Schwierigkeiten geraten kann. Das gilt besonders, wenn Identitäten sehr stark durch Normen festgelegt sind, Normen dazu, was Frauen dürfen und was nicht, was Männer dürfen und ihnen offen steht.

Wieder sei eine Übung vorgeschlagen, eine „Vor-Stellungs-Übung“. Eine Vorstellung nimmt etwas, was einstmals gesehen und erlebt wurde und im Gedächtnis archiviert worden ist, auf und stellt es einem wieder vor die inneren Augen. Das ist eine Vorstellung.

Ich bitte Sie nun, Leser und Leserinnen, sich einmal vorzustellen, was überhaupt nicht zu i h r e m „Frauenbild“ passen würde, wie sich eine Frau also nicht verhalten sollte, und dann auch: Welche Freiheiten kann Frau sich nehmen, in ihrem Verhalten, ihrer Freizeit, ihrem sozialen Umfeld, ihrer Arbeitssituation etc.

Dabei werden wir jetzt etwas spezifischer: Wir schauen auf das Verhalten als junge Frau heute, als junge Frau vor 30 Jahren – als alte Frau heute und als alte Frau vor 30 Jahren. Was sind die Merkmale von „Weiblichkeit“? Wie lassen sie sich – leiblich-konkret - in der Selbstdarstellung festmachen, in Auftreten, Verhalten, Kleidung, Kommunikationsformen?

Wir könnten mit solchen Vorstellungsübungen fortfahren und dabei die Blicke von Müttern und von Vätern einstellen, die Blicke von Kolleginnen und Kollegen. Wir könnten die familiäre Identität und die berufliche Identität fokussieren, die Perspektive von Kindern und Teenies einnehmen, von Geschäftsleuten aus dem „*big business*“ oder von „Alternativen“. Wenn wir auf **weibliche Identitäten** – und wir müssen hier von einem Plural sprechen – schauen, so ist die jeweilige Perspektive von großer Bedeutung. Es sei daran erinnert: Man schaut selten alleine auf eine Identität, spricht selten nur zu zweit über Identität. Meistens hat man Menschen seines sozialen Netzwerkes oder seiner Bezugsgruppe, seiner sozialen Welt unsichtbar neben sich, die mit uns gemeinsam hinschauen, die in stummen Äußerungen ihre Meinung einbringen, in **Polylogen** mitreden. Je klarer dieser gemeinsame Blick ist, je deutlicher der Polylog in Richtung von guten, von fundierten **Konsensbildungen** geht, je mehr Sicherheit mir meine Bezugsgruppe gibt, desto mehr Freiheiten kann ich mir in meinen Ansichten leisten, desto besser kann ich **Dissens** respektvoll aushalten oder kämpferisch konfrontieren, desto weniger bin ich auch den Gefahren gesellschaftlicher Machtausübung ausgesetzt. *Identitätssicherheit erhält man, wenn man nicht alleine ist* – eben weil Identität in gesellschaftlichen Machtverhältnissen steht –, denn „Einigkeit macht stark“. Frauengruppen und Frauenprojekte haben genau diese Funktion, *die eigene Identität durch eine Gemeinschaft zu sichern und zu stützen*, dann kann man es auch wagen, sich von gesellschaftlichen Normen, Vorschriften, Regeln, Begrenzungen, ja Unterdrückungen abzugrenzen und das „Eigene“ deutlicher, prägnanter werden zu lassen. Man kann Eigenes wagen.

Gerade bei den Genderidentitäten, den Geschlechterrollen, bei der Art und Weise, „wie eine Frau als Frau zu sein hat“, ein „Mann als Mann zu sein hat“, lasten Wertung und Normen auf den Menschen, die oft Jahrhunderte an Geschichte in sich tragen und die uns durch unsere Kultur, in der sogenannten „Enkulturation“, und durch unseren gesellschaftlichen Zusammenhang in der sogenannten „Sozialisation“ vermittelt werden. Wir erlernen in unserem familiären Kontext, in Schule und Elternhaus Männerrollen und Frauenrollen, diese werden uns „auf den Leib geschrieben“. Das, was wir von unseren Rollenvorbildern vermittelt bekommen, jeweils spezifische Männer- und Frauenrollen, gehen uns „in Fleisch und Blut über“. Man sieht: wieder hat das alles sehr viel mit *Leiblichkeit* zu tun. Die Beine werden über Kreuz geschlagen, die weibliche Körperterritorialität wagte nicht, sehr raumgreifend zu werden (vgl. Wex 1980). Und das gilt in vielen Bereichen noch heute. Denken sie etwa an das Thema des „eigenen Zimmers“ für die Mutter in Familien. Die Augen wurden „sittsam niedergeschlagen“, und auch heute können viele Frauen im Blickverhalten nicht offensiv, selbstbehauptend sein. Macht im Blick und durch den Blick ausüben – *Sartre* hat in seiner Analyse des Blickes dessen Machtqualität aufgezeigt – oder machtvollen Blicke, Männerblicke, abzuwehren, das gelingt vielen Frauen immer noch nicht gut. Früher wurde das unmittelbar zum „bösen Blick“ umdefiniert, der vor allem Frauen zugeschrieben wurde, die für sich eintraten, ihre Position deut-

lich machten, anstatt dem Kodex zu folgen: „Sei wie das Veilchen im Moose, still, bescheiden und rein, und nicht wie die stolze Rose, die immer bewundert will sein!“ Bei der älteren Generation wurde so etwas in das Poesiealbum geschrieben, mit einem schönen Glanzbild dazu. Mädchen wurde von Müttern und Vätern beigebracht, zu schweigen. Mütter zeigten, dass es besser ist, „um des lieben Friedens willen“ den Mund zu halten, die eigene Meinung zu unterdrücken. So entsteht ein *Habitus der Unterwürfigkeit*, oft auch der Unselbständigkeit, und es kostet sehr viel Kraft, eine solche Last von Generationen abzuschütteln und *anders* zu werden und zu sein.

Besonders schwer wird das, wenn man noch keine guten, neuen Rollenmodelle hat, die man aufnehmen kann, damit sie einem „in Fleisch und Blut übergehen“, d.h. so selbstverständlich werden, dass sie sich spontan und ganz natürlich zeigen. Für die Generationen unserer Großmütter und Mütter waren dies sehr schwierige und zum Teil kaum zu verwirklichende Aufgaben der Befreiung, der „*Emanzipation*“. Und Emanzipationsversuche wurden sehr schnell von der Männerwelt mit neuen negativen Stigmatisierungen belegt. Denn wenn eine Gruppierung im gesellschaftlichen Zusammenhang – hier zum Beispiel die Frauen – sich verändert, entsteht für die andere Gruppierung – die Männer – ein Druck, sich auch zu verändern, und dann wird oft mit Gegendruck reagiert, mit einem *Veränderungswiderstand* oder mit Versuchen, das unbequem gewordene neue Verhalten zu unterdrücken oder zu sanktionieren. Es muss natürlich nicht immer so sein, sondern wenn Veränderungsprozesse gut gelingen, kommt es zu einem „**Aushandeln von Identität**“. Man tritt in Gespräche darüber ein, wie man die eigene Lebensführung gestalten will und welche Freiräume man selbst dafür braucht, wobei zugleich der Andere seine Wünsche und Bedürfnisse klarmacht. So kann Identität eine „verhandelbare“, eine „ausgehandelte“ werden, und „**Identitätsarbeit**“ erweist sich als ein „Aushandeln von Grenzen“, von Angrenzungen und Abgrenzungen.

Die gegenwärtigen Generationen haben es in dieser Hinsicht zumindest im mitteleuropäischen Raum schon viel einfacher als die Menschen in traditionellen Gesellschaften, denn die Verhältnisse sind durch die gravierenden wirtschaftlichen Veränderungen aufgebrochen worden. Immer mehr Frauen stehen in der Arbeitswelt, stehen im Berufsleben „ihre Frau“ und damit in zum Teil sehr vielfältigen, komplexen Situationen, in Verantwortlichkeiten, ja in Macht- und Statuspositionen. Diese ökonomisch bedingten Veränderungen haben auch die traditionellen Frauenrollen nach und nach verändert. Dennoch bleibt hier viel Arbeit zu tun. Da immer noch in vielen Bereichen gilt, dass für gleiche Arbeit doch nicht gleicher Lohn gezahlt wird, oder dass bei gleicher Qualifikation nicht die gleichen Karrierechancen bestehen, dass die **Konvivialitätszusage** nicht für alle Menschen in gleicher Weise gilt, in Sonderheit oft nicht für Frauen. Gegenüber den doch relativ starren Identitäten früherer Zeiten, die Menschen zwar gute Sicherheiten gaben, aber auch mit erheblichen Festlegungen verbunden waren, ermöglichen moderne, *verhandelbare Identitäten* viel größere Freiräume. Sie bieten allerdings in manchen Bereichen neben größeren Chancen

auch weniger Sicherheit, oder gar prekäre Sicherheiten. Das lateinische *precarius* bedeutet: auf Widerruf gewährt. Auf jeden Fall ist ein wesentlich höheres Maß an Flexibilität gefordert – auch in der Berufsidentität, denn man wechselt nicht nur häufiger die Arbeitsstelle oder muss sie wechseln, weil sich die wirtschaftlichen Verhältnisse verändern, sondern man muss sogar immer wieder die Branche oder gar den Beruf wechseln. *Richard Sennett* (1998), ein bedeutender amerikanischer Soziologe, hat über die Chancen und Probleme solcher Flexibilität geschrieben. Und es besteht in der Tat die Gefahr, dass Menschen der geforderten *Hyperflexibilität*, einem Übermaß an Veränderungsnotwendigkeit, nicht gerecht werden, sondern dass dadurch auch Leiden eintritt, Überlastung, Erschöpfung, Erkrankung. Frauen sind in dieser Hinsicht besonders gefährdet, wenn sie in Doppel- und Dreifachrollen stehen. So manche junge Frau zieht aus einer solchen Situation die Konsequenz und schiebt feste Bindung, Heirat, Kinder immer weiter hinaus – die Karriere ist wichtiger. Familie und Kinder werden nicht nur von der Umwelt in Wirtschaft und Gewerbe als „problematisches Identitätsmerkmal“ gesehen, um hier wieder die soziale Seite der Identität anzusprechen, nein, auch auf der individuell-persönlichen Seite der Identitätsbewertung kommt es dazu, dass Frauen diese Außenwerte verinnerlichen und selbst der Auffassung sind: „Familie und Kinder? Nein Danke!“. Die Karriere geht vor, und das ist nicht allein als Negativum zu sehen, denn wer sich im beruflichen Bereich, in Wirtschaft, Dienstleistung, Handel, aber auch in Wissenschaft und Forschung „selbst verwirklichen“ will, von dem verlangt man „150%igen Einsatz“, und der muss auch von sich selbst ein hohes „Leistungscommitment“ verlangen. Frauen kommen damit unversehens in Situationen, in denen Männern seit langem stehen, nämlich zu einer dominanten Berufsorientierung zu tendieren, eine Position, die von Frauenseite immer wieder an Männern kritisiert worden ist. Solange moderne Lebens- und Berufswelten Identität so ausschließlich über Beruf, Status, beruflichen Erfolg definieren, ist es nur sehr schwer möglich, eine **vielfacettige Identität** in einer pluralen, nicht durch Genderstereotype festgelegten Weise zu entwickeln, die unterschiedliche Identitätsbereiche ermöglicht, fördert und ausbaut. Die Genderperspektive, das dürfte deutlich geworden sein, ist für das Identitätsthema zentral und ist von mir und meinen KollegInnen in der Integrativen Therapie stets betont und klinisch-praxeologisch ausgearbeitet und entfaltet worden (*Petzold, Orth* 1994; *Frühmann* 1985; *Gahleitner, Ossola* 2007; *Orth* 2007; *Petzold* 2005; *Petzold, Sieper* 1998; *Spilles, Weidig* 2005).

Alles hat seine Geschichte: Ich wurde für diese Fragestellungen – wie viele andere Frauen – durch die Lektüre des Pionierwerks von *Simone de Beauvoir* „*Le Deuxième sexe*“ (1949) sensibilisiert. Das war in meinen Pariser Studientagen der sechziger Jahre. In besonderer Weise wurde ich durch meine Auseinandersetzung mit *George Eliot* (eigentlich *Mary Ann Evans*, 22.11.1819 - 22.12.1880, vgl. *Haight* 1968; *Malletzke* 1993) angeregt, die zu den ersten bedeutenden VertreterInnen des psychologisch-sozialen Romans in England gehört. Ich schrieb meine Staatsexamensarbeit

über sie (Orth 1960). Ihre biographischen Analysen waren subtil und tiefgründig – im Sinne des integrativen Verständnisses von einer phänomenologisch-hermeneutischen Qualität (Orth, Petzold 2008). Freud las ihre Texte begeistert (Brückner 1974), und Rotenberg (1999) bezeichnet sie geradezu als „Proto-Psychoanalyt“. Ich stimme dem überhaupt nicht zu, denn bei ihr finden sich keine Überdeutungen, keine pansexualistischen Interpretationen wie bei Freud, der seinen Texten wie auch dem biographischen Material seiner Patienten immer wieder Gewalt antat (Schlagmann 2008, 2009). Im Unterschied zu Freuds kulturpessimistischer Haltung, seinem negativistischen Menschenbild, ja seiner z. T. menschenverachtenden Haltung einfachen Leuten gegenüber (die triebbestimmte Masse), besonders armen Menschen – er sprach immer wieder von „Gesindel“, „nicht Vollwertigen“⁵ – hatte Eliot eine grundsätzlich respektvolle, für Menschen engagierte, *melioristische* Position. So stellt sie in „Middlemarch“ fest: „... it is enough for us to see the world about us made a little better and more orderly by our efforts“ (Eliot 1871/1952, 260). Ich fasste ihr Denken wie folgt zusammen: „G. Eliot believed in what she called ‚meliorism‘ or the gradual improvement in man’s lot ... by the thoughts and deeds of men“ (Orth 1960, 18). Das und ihre freie, unkonventionelle Lebensform (Haight 1968) hatten mich fasziniert, inspiriert und in meiner eigenen „Identitätsarbeit“ weitergebracht. Mit Blick auf George Eliots bewegtes Leben mit all seinen Wagnissen und Umstellungen bis in ihr Alter war mir als junge Frau klar geworden, was „weibliche Lebenskunst“ bedeuten kann, was Kunst im Leben eines Menschen bewirken kann: „If art does not enlarge man’s sympathy, it does nothing morally“ Und solche „sympathy“ zu erzeugen, ist „the only effect I ardently long to produce by my writings“ (Eliot, Letter to Charles Bray 5. Juli 1859; Haight 1955).

Das Lebenskunstthema und das Thema der Zugewandtheit zu Menschen ist mir ein Lebensthema geblieben und hat mich in der Integrativen Therapie, die diese Themen vertritt und entwickelt (Petzold 1999q), verwurzelt und motiviert, zu ihrem Fundus, ihrer „Anthropologie des schöpferischen Menschen“ beizutragen (Orth, Petzold 1993, 2008).

Perspektiven Integrativer Identitätstheorie

Identität entwickelt sich am besten in „konvivialen Räumen“, Räumen des „guten Lebens“ (Nussbaum 1999), in denen **Polyaden**, Menschengruppen in guter affilialer Qualität, auf der Basis „**wechselseitiger Empathie**“ miteinander leben und als Subjekte füreinander Sorge tragen. Damit erhalten menschliche **Relationalität** und **Intersubjektivität** einen hohen Stellenwert in der integrativen Identitätstheorie und in der praktischen Identitätsarbeit, und es wird „intersubjektive Beziehung“ ein **Grundwert** des Integrativen Ansatzes (Petzold 1980g). Drei Definitionen zur kompakten Erläuterung (aus Petzold, Müller 2007):

»**Relationalität** ist ein Oberbegriff, unter dem die höchst differenziellen **Modalitäten** zwischenmenschlichen Miteinanders bzw. Sich-Beziehens gefasst werden, die Menschen in dyadischen oder multidirektionalen, interaktiv-kommunikativen Situationen zu einem oder mehreren anderen Menschen aktualisieren können – also auch in Situationen der „**Multirelationalität**“, zu denen wir von Säuglingszeiten an fähig sind. Über diese Relationalitätsmodalitäten belehrt uns die Sprache – z. B. mit Begriffen wie *Kontakt, Begegnung, Abhängigkeit, Hörigkeit* – oder informiert uns die klinische Erfahrung – mit *Übertragung/Gegenübertragung* – oder die sozialpsychologische Forschung, etwa über *Affiliation, Reaktanz, Bindungsverhalten* usw. (Petzold 2000h).«

»**Empathie** gründet nach Auffassung des Integrativen Ansatzes in genetisch disponierten, u.a. durch die Funktion von Spiegelneuronen gestützten, zerebralen Fähigkeiten des Menschen zu intuitiven Leistungen und mitfühlenden Regungen, die in ihrer Performanz ein breites und komplexes, supraliminales und subliminales *Wahrnehmen* „mit allen Sinnen“ erfordern, verbunden mit den ebenso komplexen bewussten und unbewussten *mnestischen Resonanzen* aus den Gedächtnisarchiven. Diese ermöglichen auch „wechselseitige Empathie“ als **reziproke Einfühlungen in pluridirektionalen Beziehungen** im Sinne des Erfassen von anderen „minds“ vor dem Hintergrund und im Bezug auf ein Bewusstsein des eigenen „minds“. Das ermöglicht in einer „Synergie“ ein höchst differenziertes und umfassendes Erkennen und Erfassen eines anderen Menschen (*personengerichtete Empathie*) oder von Menschengruppen in und mit ihrer sozialen Situation (*soziale Empathie*) nebst ihren subjektiven und kollektiven sozialen Repräsentationen (Petzold 2002b).«

»**Affiliation** ist das intrinsische Bedürfnis des Menschen nach Nähe zu anderen Menschen in geteiltem Nahraum, zu Menschengruppen mit Vertrauensqualität, denn die wechselseitige Zugehörigkeit ist für das Überleben der Affilierten, aber auch der Affiliationsgemeinschaft insgesamt, grundlegend: für die Sicherung des Lebensunterhalts, für den Schutz gegenüber Feinden und bei Gefahren, für die Entwicklung von Wissensständen und Praxen, die Selektionsvorteile bieten konnten. Mit diesem **Affiliationsnarrativ** als Grundlage der Gemeinschaftsbildung konnten die Hominiden gesellschaftliche und kulturelle Formen entwickeln, die sie zur erfolgreichsten Spezies der Evolution gemacht haben (Petzold, Müller 2007).«

Durch die Konzepte Beziehung und Intersubjektivität gelingt es für das sozialpsychologische Konzept der Identität, eine existenzielle Qualität der Tiefe zu gewinnen, kann der Mensch nicht nur als Bündel von Rollen und Attributionen gesehen werden, so wichtig diese Perspektive auch ist (Heuring, Petzold 2004), sondern in einer personologischen Sicht als Subjekt und Person, die sich sowohl vom Subjektbegriff *Gabriel Marcel*s (1967) als auch von *Nikolai Berdjajew*s (1925, 1935) Idee der Persönlichkeit als „höchstem Wert“ anthropologisch fundieren lässt, wie er sie in seinem Text zur „Anthropodizee“ entwickelt und in seinem späteren Werk ausgearbei-

tet hat (vgl. *Sieper, Orth, Petzold*, dieses Buch), denn jede Persönlichkeitstheorie muss ein ethisches und damit anthropologisches Fundament haben, das in Lebenspraxis führt, wie auch *Nussbaum* (1999, 2000b) verdeutlicht hat. *Hilarion Petzold* (2001p, 2002a) sieht seine **Identitätstheorie** als Bereich der Persönlichkeitstheorie, die ihren anthropologischen Ausgangspunkt denn auch konsequent beim Konzept eines „archaischen Leibselbst“ nimmt. Dieses ist allerdings aus „Zwischenleiblichkeit“ hervorgegangen (*Marcel* 1985), trägt also schon ein „Anderes“ in sich, das durch die „Interiorisation“ (*Vygotskij* 1992) wichtiger Bezugspersonen in der *interpersonalen* vollzogenen Relationalität wächst, so dass sich das Selbst aus seiner archaischen „organismischen Basis“ ausbildet und zu einem vielfältigen, *intrapersonal* mit sich selbst dialogisierenden (*Bakhtin* 1981) bzw. polylogisierendes Selbst (*Petzold* 2002c) wird. In der integrativen Identitätstheorie wurde mit dem Werk von *Paul Ricœur* (1990/1996) „Das Selbst als ein Anderer“ eine anthropologische und personologische Theorie gefunden, die genau mit *Petzolds* (2001p) Identitätstheorie konvergiert. Das integrative Konzept des *Organismus*⁶ – und hier unterscheidet sich unser Ansatz etwa von der Gestalttherapie – ist als fundamental lernfähiger Subjekt-Leib (*Sieper, Petzold* 2002) dafür ausgestattet, die Welt und die Sozialität in Prozessen ökologischer, sozialer und kultureller Aneignung, d.h. in Ökologisation, Sozialisation und Enkulturation (*idem* 2006p) aufzunehmen und zu „verkörpern“, so dass er als „**informierter Leib**“ zum sozialisierten und enkulturierten „**Leibsubjekt**“ wird (*idem* 2009c), in dem die biologisch-organismische *Natur* von *Kultur* bzw. *Sozialität* durchdrungen ist.

»Ein solches von verkörpernden Sozialisationsprozessen geformtes und sich in ihnen formendes Kulturwesen ist nie mehr „biologischer Organismus pur“. Es hat diesen *prinzipiell* transzendiert. Das „archaische Leibselbst“ ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „Ich“ als Aktionspotenzial des Selbstes zu bilden, ein „Ich“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel vielfältiger *Ichfunktionen* (primäre: Denken, Fühlen, Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; sekundäre: Nähe-Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung, vgl. *Petzold, Orth* 1994), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen. Dieses wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, durch welche die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. in Sozialität eingelassenes) möglich wird. Das ist als eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der persönliche Identität (selbstattributive *ego identity*) mit sozialer Identität (fremdattributive *social identity*) verschränkt wird (vgl. *Petzold* 2001p, 2003e).«

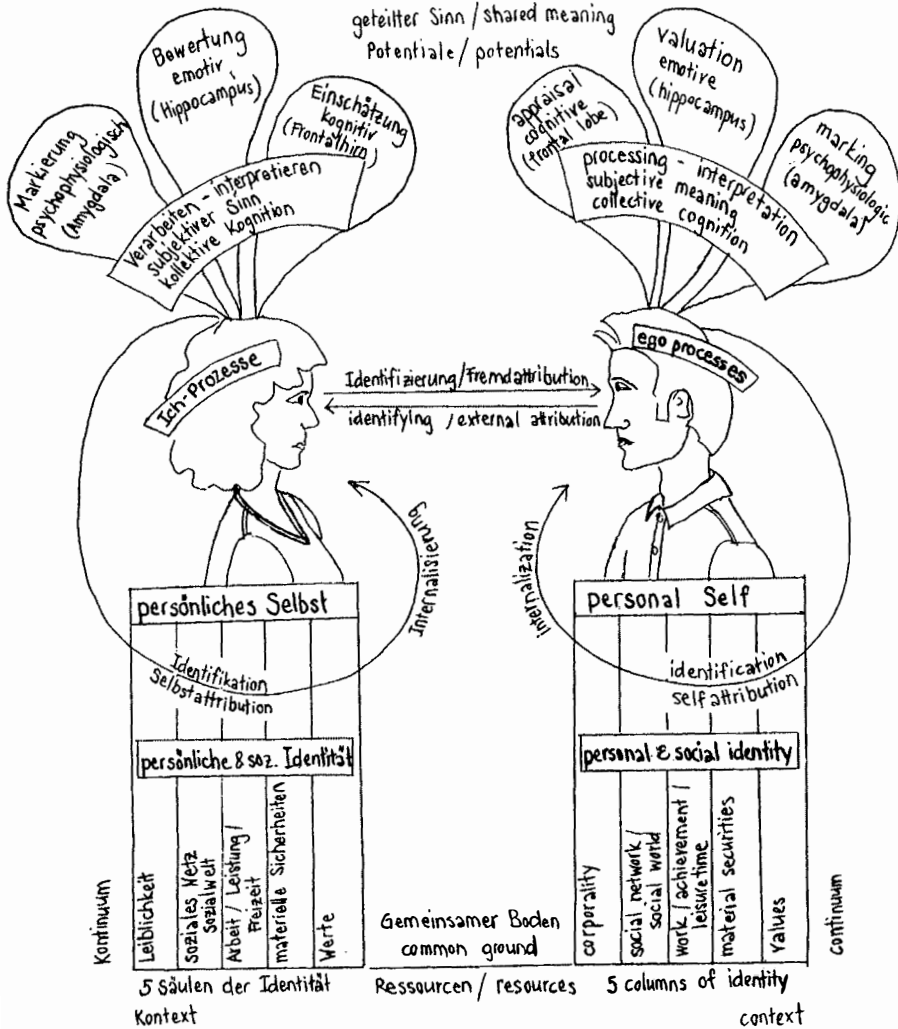


Abbildung: Das Subjekt als „Personales System: Selbst, Ich und Identität in KONTEXT/ KONTINUUM – Polylogische, intersubjektive Ko-respondenz und Identitätsarbeit (aus Petzold 1998a, 371).

Ein solcher sozialisierter und enkultrierter Organismus, der leibhaftig Kultur und Sozialität in sich aufgenommen hat und damit **Leibsubjekt** als **Kosubjekt** unter Mitsubjekten geworden ist, hat – es sei nochmals unterstrichen – den Bereich des Organismischen *prinzipiell* und praktisch irreversibel verlassen (demenzielle Erkrankungen, Cerebralläsionen etc. stehen hier nicht zur Rede).

Auf der Basis dieses organismischen „Leibselbst“ findet sich grob skizziert folgende Entwicklung:

»- Das **Leibselbst** – zunächst als ein „**archaisches Leibselbst**“ Ergebnis koevolutiver Prozesse - ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „**Ich**“ zu bilden als Aktionspotenzial des Selbstes zu anderen Selbstes und zur Welt hin. Aus dem **Leibselbst** emergiert in frühen Entwicklungsprozessen der Interaktion mit der Welt, mit den care-givern → das **Ich** als die Gesamtheit der Ichfunktionen (Petzold 1992a, 665ff), ein „Ich“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel dieser vielfältigen *Ichfunktionen* (z.B. primäre: Denken, Fühlen Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; sekundäre, z.B.: Nähe-Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung, vgl. Petzold, Orth 1994), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen.

- Dieses **Ich** wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, in denen sich das **Ich** „Bilder über das Selbst“ macht, vielfältige „Selbstbilder“, die sich zur „Identität“ zusammenschließen. Durch andere Ichprozesse interaktiver-kommunikativer Art wird die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. in Sozialität und Mikroökologie eingelassenes Subjekt) möglich. Identitätsbildung ist als eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der *persönliche Identität* (selbstattributive *ego identity*) mit *sozialer Identität* (fremdattributive *social identity*) verschränkt wird aufgrund differenzieller Bewertungsprozesse.

- **Identität** → geht also in einer persönlichen und gemeinschaftlichen Hermeneutik des Subjekts aus dem Zusammenwirken von **Selbst/Ich ↔ Kontext/Kontinuum** hervor als Synergem von „social identity“ und „ego identity“.

- **Identität** wirkt dabei wieder formend auf das **Leibselbst** zurück und zu anderen **Kosubjekten** hin, für deren Identitätsprozesse es konstitutiv wird.

- „**Selbst ↔ Ich/Identität** mit **relevantem Kontext/Kontinuum**“ sind die **Persönlichkeit** des Menschen (Petzold 1992a, 526ff; Petzold, Müller 2007).

- Als **selbstreflexives Subjekt** sucht der Mensch sich selbst, seine Persönlichkeit, sein Selbst und die Welt im Lebenszusammenhang und in der Lebensspanne, d.h. im Lebensganzen, zu verstehen und zu gestalten – für sich und mit Anderen (Levinas, Bakhtin), denn er ist immer auch **Kosubjekt**, steht in **Polylogen**« (vgl. Petzold 2001p).

Das „**reife Leibselbst**“ ist in Prozessen der Sozialisation und Enkulturation selbst transformiert worden, hat sich aber auch zugleich selbst gestaltet zu einem kultivierten, soziablen Selbst, das über „**Identität**“ verfügt. Das Selbst als „produktiver Realitätsgestalter“ (Hurrelmann 1985), als „Künstler und Kunstwerk“ zugleich (Petzold 1999q), verfügt mit der „**Identität**“ über eine Schnittstelle von Individualität und Kollektivität, Privatheit und Gesellschaftlichkeit, steht in einer *Dialektik von Selbstheit* (meine Besonderheit) und *Fremdheit* (verinnerlichte Andere und damit von zunächst Fremden), in einer *Verschränkung von Stabilität und Flexibilität*. „**Identität**“ ist gestaltet und gestaltbar, und das zu sehen, zu erfahren, zu vermitteln, wird ein Kernmoment jeder helfenden, therapeutischen, agogischen Arbeit werden müssen. Zwar ist Identität von Erzählungen der Vergangenheit bestimmt, aber diese insze-

nieren sich immer in einer jeweils gegebenen Gegenwart im Sinne eines *Neubeginns*, und es wird in der Entscheidung der jeweiligen Menschen liegen, wieviel „Macht“ (Orth, Petzold, Sieper 1999; Petzold 2009d) sie den Kräften der Vergangenheit einräumen wollen, und wieviel an eigengestalteter Zukunft sie mit ihren „Konvois“, d.h. ihrem Wegeleit von FreundInnen, KollegInnen hier und heute für die Gestaltung ihrer Identität in der und für die Zukunft beginnen wollen. Das **Selbst** als prinzipiell lernfähiges (Sieper, Petzold 2002), das **Ich** als prinzipiell lernendes können in jedem Moment des Lebensprozesses eine „**Souveränität**“ (Petzold, Orth 1998b) zu erlangen versuchen, die ausreicht, positivere Prozesse der Identitätsgestaltung auf den Weg zu bringen: mit Hilfe, Unterstützung, Beratung von persönlichen und professionellen Netzwerken. Hier, in einer Konzeption identitätstheoretisch fundierter psychosozialer, agogischer, therapeutischer Arbeit, von „**Identitätsarbeit**“ (Petzold 1991o) liegt ein sehr spezifischer und origineller Gedanke und Beitrag der „Integrativen Therapie“ – etwa gegenüber der Psychoanalyse, die den identitätstheoretischen Ansatz *E. H. Eriksons* (er war ohnehin noch sehr stark egologisch individualisierend) verschenkt hat, oder gegenüber der Gestalttherapie, die die sozialkritische Dimension *P. Goodmans* nie zu einer sozialpsychologischen bzw. soziologischen Identitätstheorie von klinischer bzw. praxeologischer Relevanz ausbauen konnte, durch die Gebundenheit an den *Perls*'schen Organismusbegriff und ihre Fixiertheit auf die sehr brüchige und genderaggressive/frauenverachtende⁷ Aggressions- und Persönlichkeitstheorie von *Goodman* (Petzold 2001d). Identität als in „Kontext und Kontinuum“, im Chronotopos eingebettete (*embedded*, Orth 2009), *leibgegründete*, in „Verkörperungen“ begründete (*embodied*, Petzold 2009c) Identität, ist *z u g l e i c h* als *narrative*, als in Netzwerken/Konvois erzählte Identität durch diese Erzählungen gestaltbar (*idem* 2001b). Das bietet eine Alternative – auf jeden Fall aber eine Ergänzung – zu behavioraler Modifikation engumrissener Verhaltensweisen von „komplexen Persönlichkeiten“ durch das Abspulen von „trauma narratives“. - Das greift oft auch zu kurz, selbst wenn es im kleinen Rahmen der Symptomreduktion nützliche Wirkungen gibt, die man einbeziehen sollte. In gleicher Weise bietet identitätstherapeutische Arbeit eine Ergänzung zur allein retrospektiven biographischen Arbeit der Psychoanalyse/Tiefenpsychologie, da über den durchaus wesentlichen retrospektiven Blick hinaus immer eine *prospektive* Dimension im Zentrum steht: ein Mensch, der „*sich selbst zum Projekt*“ macht, wohl wissend, dass er Andere dazu braucht, dabei haben will, wenn er *seine Identitätsarbeit*, Arbeit für seine „Identität in der Zukunft“, für die „Zukunft seiner Identität“ in Angriff nimmt.

Petzold hat in seiner Identitätstheorie fünf – durchaus genderspezifisch zu betrachtende – Bereiche (Petzold, Sieper 1998) unterschieden, die eine „vielfältige Identität“ mit hinreichenden Flexibilitätsschancen „tragen“, wie *Säulen* das Dach eines Gebäudes tragen: „**Fünf Säulen der Identität**“. Diese Bereiche sollen nachstehend anhand einer Graphik (vgl. Abb.) kurz dargestellt werden.

Zu jeder „Säule“, jedem Bereich gibt es eigene Erzählungen als geteilte und zu vermit-

telnde Erfahrungen (Petzold 2001b). Jede Erzählung und alle identitätsstiftenden Elemente der Erzählungen durchlaufen ein spezifisches zerebrales bzw. mentales „processing“, in dem und durch das Identitätsprozesse zur Ausbildung von „Identität im Wandel“ führen. Petzold hat Identität – wie insgesamt seine Persönlichkeitstheorie – *prozessual* formuliert. Persönlichkeit/Identität, wie sie nach „außen“ und nach „innen“ erkennbar wird, ist immer „als Prozess“ und „als Momentaufnahmen“ aus diesem Prozess zu sehen, also nie als ein abgeschlossenes bzw. abschließendes Ergebnis. Sie ist von „*hinlänglicher Stabilität*“ und zugleich „*hinlänglicher Flexibilität*“ bestimmt, und nur das gewährleistet eine „*elastische Identität*“, die weder zu *starr* ist und damit den vielfältigen Anforderungen der Wirklichkeit nicht gerecht werden kann, noch zu *labil* und diffus und damit die erforderliche Sicherheit und überdauernde Qualität nicht gewährleisten kann, welche **Identität** für das Subjekt wie für die Mitsubjekte in sozialen Prozessen, in die das Subjekt und die Mitsubjekte involviert sind, bereitstellen muss. Nur eine solche elastische Identität kann in die transversalen Prozesse beständiger Übergänge nutzen und dabei für eine souveräne Persönlichkeit als „emanzipierte Identität“ Freiräume bieten – jenseits von Rigidität und Diffusität.

Der Identitätsprozess

Es soll nun kurz umrissen werden, wie Identitätsprozesse strukturiert sind. In ihnen sind folgende Elemente beteiligt:

I. Fremdzuschreibungen – auch *Fremdattributionen* oder *Identifizierungen* genannt: „Das ist eine attraktive Frau!“ – „Eine schöne Frau, das muss der Neid ihr lassen!“ etc., etc.

II. Bewertung dieser eingehenden Attribution/Information auf verschiedenen Ebenen

1. Marking: Markierungsprozesse auf psychophysiologischem Niveau aufgrund evolutionärer Programme im limbischen System: Frau nimmt (oft nur subliminal, unterhalb der Bewusstseinsschwelle) Attribuierungen wahr: von Frauen die Attribution einer potenziellen Rivalin, von Männern die einer potenziellen Sexualpartnerin, oder als „Muttertier“, oder als „zu alt“ für die Reproduktion – das Screening dieser eingehenden Information führt zu deren *Markierung* („So sieht der/die mich“), was auch mit einer Selbstmarkierung verbunden ist – zugänglich als leiblich gespürtes unbewusstes/bewusstes Stimmigkeits-/Unstimmigkeitserleben. Kann „Sie“ das *spüren*? Die *gespürte*, empfundene Antwort: „Ja, attraktiv stimmt!“ – „Mutter, Kinder, das ist bei mir nicht dran!“ – „Schön? Das ist hier nicht der Kontext, will ich hier nicht!“ – So *spürt* „Sie“ sich.

2. Valuation: Emotionale Bewertung auf psychischem Niveau: „Bin ich attraktiv, schön?“ in der unbewussten/bewussten emotionalen Selbstbewertung. Kann „Sie“ das *fühlen*? Die *gefühlte* Antwort: „Ja, nicht immer, aber oft bin ich schön!“ – So *erlebt* „Sie“ sich.

3. Appraisal: Kognitive Einschätzung auf rationalem Niveau: „Attraktiv, schön, warum wird das hier von denen *so* gesagt, was bezwecken sie, ist das richtig, zutreffend?“ Das sind Fragen in der überwiegend bewussten Selbsteinschätzung unter Abwägung aller Gründe und Umstände. Kann „Sie“ das beurteilen, einschätzen, **denken**? Die *reflektierte* Antwort: „Ja, in diesem Kontext kann man mich, kann ich mich als attraktiv sehen“; aber wiederum: „Auch unter rationaler Abwägung passt die Kategorie ‘schön’ hier wohl nicht hin!“ – So *schätzt* „Sie“ sich im gegebenen Kontext und damit auch den Kontext ein.

Die **Bewertungsprozesse** und **-parameter** (sie werden z.T. schon früh in Sozialisations- und Enkulturationsprozessen formiert, aber auch über das ganze Leben hin „adjustiert“, feingestimmt) sind, das ist hoffentlich deutlich geworden, von größter Bedeutung. Sie sind z.T. von biologischen Programmen (*marking*), allerdings in ihrer sozialen Überformung, bestimmt. Sie sind von **kollektiven mentalen „sozialen Repräsentationen“**,⁸ von kulturellen Wertungen, Traditionen, Moden, Trends, „life style communities“ (Müller, Petzold 1999) abhängig.

III. Selbstzuschreibungen – auch *Selbstattributionen* oder **Identifikationen** genannt. Aufgrund der **Bewertungen** wird es letztlich möglich, mich mit den Attributionen insgesamt oder partiell (eventuell aber auch gar nicht) zu identifizieren, sie mit einer **Identifikation** zu belegen. „Ja, so bin ich, die sehen mich richtig. Auch ich sehe, attribuiere mich so!“

IV. Internalisierung – Sind die **Identifikationen** erfolgt, können sie dauerhaft internalisiert, im Langzeitspeicher archiviert werden und zwar mit den zur Identifikation führenden Prozessen – der ganze Vorgang wird also archiviert! Aber die Selbstzuschreibungen gewinnen eine die Haltungen und das Verhalten, d.h. die ganze Persönlichkeit bestimmende Qualität, besonders wenn sie mit den Fremdzuschreibungen relevanter Menschen konvergieren (im Guten wie im Schlechten), denn dann wirken Innen- und Außenattributionen als sich zirkulär verstärkende Systeme zusammen.

Veränderungen, die in Prozessen der Therapie, Selbsterfahrung, Selbstgestaltung erreicht werden sollen, müssen deshalb 1. bei den *Resultaten* der Bewertungsprozesse durch „Umwertungen“ und „Neubewertungen“ oder „alternative Bewertungen“ ansetzen und 2. bei der Beeinflussung *der Prozesse des Bewertens* (etwa bei negativierenden Bewertungsstilen emotionaler und/oder kognitiver Art). 3. Es ist also nicht nur eine Modifikation der Ergebnisse der Prozesse erforderlich, sondern das Schaffen eines Bewusstseins für die „Dynamik und die Verlaufsroutrinen“ dieser Prozesse und das Unterstützen von Willensentscheidungen, sich um die Umgestaltungen derartiger Prozesse zu bemühen. 4. Muss unterstrichen werden: ohne Veränderungen der *Bewertungstraditionen und -praxen* in den relevanten *Sozialsystemen* des Netzwerkes/ Konvois sind nachhaltige Veränderungen kaum möglich.

Das Konzept eines **Selbstes-mit-Identität-im Kontext** ist sich der Notwendigkeit bewusst, ein in Innen-Außenverschränkungen organisiertes System angehen zu müssen, um diese Organisation und die Charakteristik des Systems zu ändern. Die Verschränkung von Leib-Kontext-Sprache/Erzählung (Orth 2009) spielt hier eine wichtige Rolle in Prozessen positiver Förderung, aber auch destruktiver Unterdrückung und Domestizierung (Orth 1994). Eine Frau, die sich aufgrund von Außenzuschreibungen von Kind auf „nichts zutraut“, weil ihre Mutter/ihr Vater ihr nichts zutraute, weil ihre Mutter sich nichts zutrauen durfte, weil ihr Vater seiner Frau nur sehr begrenzt etwas zutraute, weil die LehrerInnen in der Schule Mädchen weniger zutrauten als Jungen, weil „lange Haare kurzen Verstand“ haben sollen, wie viele sagen, ist in einer sehr schwierigen Situation. Die gesellschaftlichen Bewertungen sind eine Last. Das Vorbild der Eltern wiegt schwer. Die Beziehung von Eltern zueinander und ihre vorhandene/nicht vorhandene Wertschätzung füreinander ist für das Identitätserleben, das Beziehungsverhalten, die Partnerwahl und das Leben in der Partnerschaft oft prägender, als die Beziehung der Elternteile zu dem Kind. Die Modellfunktion des elterlichen Beziehungslebens darf für die Bewertungsparameter in den eigenen, genderspezifischen Identitätsprozessen nicht unterschätzt werden. Die Verinnerlichung alternativer Modellszenen und -prozesse in Therapiegruppen, Nachbarschafts- und Freundschaftsnetzen, die Internalisierung von korrigierenden Attributionen, aber auch von modellhaft ermöglichten alternativen Bewertungsprozessen etc. wird die Chancen erhöhen, dass eine Frau mit schwachen *Selbstbildern*, die in ihrer Gesamtheit zu einem schwachen *Identitätserleben* geführt haben, positivere Selbstbilder, eine positive Identität aufbauen kann. Es müssen also nicht nur Wahrnehmungs-, Reflexions- und Einsichtsprozesse – *Kompetenzen*, Wissensstände, Fähigkeiten - verändert werden, sondern es müssen auch Lebenspraxis, Fertigkeiten, *Performanzen* als konkretes Handeln verändert werden. Nur so kann ein Erleben von neuen Szenen, Stücken/Skripts, *Narrationen* erfolgen und damit der Grund für neue Erzählungen gelegt werden, die sich im autobiographischen „inneren“ Erzählen verhaltenssichernd reinszenieren, die aber auch im „äußeren“ sozialen Rahmen erzählt werden, was zu Neubewertungen der Person und zu neuen Erzählungen über sie führen kann, damit aber auch zu neuen Qualitäten in den identitätsformenden Fremdattributionen. Derartige identitätsstiftende bzw. -prägende Erzählungen (Petzold 1991a, 2001b) finden in den fünf wesentlichen Identitätsbereichen statt, die in der integrativen Identitätstheorie von Petzold modellhaft konzeptualisiert wurden und sich für diagnostische und therapeutische Vorgehensweisen in besonderer Weise eignen (Petzold, Orth 1994). Sie seien kurz dargestellt.

Die „Fünf Säulen der Identität“

Vorab muss unterstrichen werden, dass die *Identitätsprozesse* der „*Fremdattribution*, *Bewertung*, *Selbstattribution*, *Internalisierung*“ auch für jeden einzelnen Bereich, für jede einzelne „Identitätssäule“ zum Tragen kommen.

I. Die *Leiblichkeit* des Menschen setzen wir als Bereich an die erste Stelle. ***Fremdattributive Identifizierung***: „Das ist eine anmutige und zugleich sportive Erscheinung“ – sagen Männer wie Frauen über die „Neue“ im Tennisclub. ***Bewertungsprozesse***: „Da liegen sie richtig!“, meint „Sie“. ***Selbstattributive Identifikation***: „Ja, ich bin sportiv, ich weiß mich geschmeidig und elegant zu bewegen“.

Die Leiblichkeitssäule umfasst u.a. eine gute Gesundheit, eine erfüllte Sexualität, ein Erleben leiblicher Integrität, eine Zufriedenheit mit dem eigenen Aussehen als zentrale Identitätsmerkmale. Sich „in seiner Haut wohlfühlen“, in „seinem Körper zu Hause sein“, das sind Qualitäten, die die Leiblichkeitssäule der Identität kennzeichnen. Gesundheit (*health*), Wohlbefinden (*wellness*) und Leistungsfähigkeit (*fitness*), die Vitalität und Anmut des Körpers werden durch Sport, Spiel, Leben in der Natur mit einem **bewegungsaktiven Lebensstil** (Orth, Petzold 1998) und einer **leibbewussten Körperpflege** – durch ein „caring“, einen sorgsamen Umgang mit sich selbst erreicht und gefördert. Die moderne Gesundheitskultur, in der sportive Aktivität Teil des „Lifestyles“ ist – und auch das „Fit for Fun“ kann durchaus dazugehören –, trägt diesem Identitätsmoment Rechnung. In einem modernen Lebensstil hat neben dem Berufserfolg eine gesunde vitale Leiblichkeit durchaus Platz, wobei natürlich immer die Gefahr gegeben ist, dass Gesundheit zur Ware und zum Produkt wird, zu einem Zwang „fit und gut drauf“ zu sein, zum Zwang, „marktgängige“ Schönheitsideale zu realisieren, „trendy“ zu sein, egal um welchen Preis. Dann können die „Mühen der Verwirklichung *normierter Identität*“ mit „Trimmen und Slimmen“, mit riskanten chirurgischen Eingriffen und der „*Silikonisierung*“ des Körpers gar das positive Moment eines leiborientierten Identitätsbewusstseins bedrohen. Aber hier liegt auch eine freie Entscheidungsmöglichkeit, Gesundheitsbewusstsein als weibliche Form der Bewegungsbildung und Bewegungsgestaltung, als einen weiblichen Weg des „carings“ um Leiblichkeit zu entdecken und zu entfalten. Der Leib wird zur Möglichkeit für das freie Spiel persönlicher Kreativität – im Tanz, in Mimik und Gestik, den Formen verbaler und nonverbaler Kommunikation, durchaus in der Pflege der Körpers, der Schönheit und in der Entwicklung einer persönlichen Anmut.

II. Die *sozialen Beziehungen* sind der zweite Identitätsbereich. Soziale Netzwerke, Konvois (Hass, Petzold 1999) – der Familie (*familiales*), des Freundeskreises (*amicables*), des KollegInnenkreises (*kollegiales* Netzwerk) sind gleichfalls ein zentrales Identitätsmoment.

Fremdattributive Identifizierung: „Die hat aber einen netten Freundeskreis!“ sagen die Gäste nach einer Einladung über „Sie“. ***Bewertungsprozesse***: „Da haben sie Recht!“, meint „Sie“. ***Selbstattributive Identifikation***: „Ja, auf meine Freunde kann ich stolz sein!“.

Auch bei dieser Identitätssäule ergeben sich frauenspezifische Perspektiven, insbesondere durch weibliche Kollegialität, durch Freundschaft, Partnerschaft, Mutterschaft und Kindererziehung, wo sich in den Intimitätsräumen der „Zwischenleiblichkeit“

spezifische Identitätsbereiche entwickeln, die einerseits Chancen der Selbstentwicklung bieten – etwa in der und durch die Erziehungsarbeit –, andererseits aber auch Einschränkungen mit sich bringen, was die Möglichkeit der persönlichen Verwirklichung in weiteren Identitätsbereichen anbelangt, z.B. dem dritten Identitätsbereich.

III. Arbeit und Leistung, Freizeit sind der dritte Identitätsbereich. **Fremdattributive Identifizierung:** „Das ist eine tüchtige und zuverlässige Schwester“ – sagen die PatientInnen auf der Station und die ÄrztInnen der Abteilung. **Bewertungsprozesse:** „Da liegen sie richtig!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, ich bin fachlich voll auf der Höhe und ich setze mich für meine PatientInnen ein!“ Gerade in Kulturen, in denen die berufliche Tätigkeit, beruflicher Status und berufliche Leistungen von hoher Bedeutung sind, haben Frauen, die den Bereich der Mutterschaft ernst nehmen, deutliche gesellschaftliche Nachteile. Die immer größeren Anforderungen an ArbeitnehmerInnen was Flexibilität, Mobilität, Leistungsbereitschaft und Leistungsanforderungen anbelangt – besonders in aufstiegsorientierten Berufskarrieren – macht das Ausfüllen von „Doppelrollen“ nur noch schwer vereinbar: zum einen „berufstätige und Karrierefrau“, zum anderen „Hausfrau und Mutter“. Da kommt es oft zu Doppelbelastungen, die körperliche Spannkraft und leibliches Leistungsvermögen überfordern. Es gibt keine Erholungszeiten, kaum Freizeitaktivitäten. Die Arbeit im Dienst und die „Dienstleistungen“ zu Hause lassen für Muße und Selbstbesinnung keinen Raum. „*Zeitextendierter Stress*“, Dauerbelastungen, „*daily hassles*“ – was man etwa mit nervtötendem Alltagskram übersetzen könnte – führt zu einer „*Erosion der persönlichen Tragfähigkeit*“. Frauen geraten in immer tiefer greifende Erschöpfungszustände, die ihr *Erholungsverhalten* schwächen und psychosomatische Reaktionen oder gar somatoforme Störungen mit Krankheitswert im Gefolge haben können: Schlafstörungen, Kopfschmerz, Migräne, Magen- und Darmprobleme, Herz- und Kreislaufbeschwerden. Das führt zu Überlastungsreaktionen, die auch ins familiäre Feld wirken, in den kollegialen Bereich, was für das Leistungsvermögen insgesamt negative Auswirkungen hat. Erkrankungen, Fehlzeiten, Fehl- und Minderleistungen sind die Folge. Etwas kommt zu kurz oder auch mehreres: die Erziehung, die Beziehung, die Freundschaften, die Arbeit. Das wirkt sich oft auch im vierten Identitätsbereich aus.

IV. Materielle Sicherheiten (Geld, Wohnung, Kleidung) sind wesentlich, denn wenn sie wegfallen, geht das massiv an die Identität. **Fremdattributive Identifizierung:** „Die hat ein schönes Haus und einen wunderbaren Garten!“ sagen die NachbarInnen. **Bewertungsprozesse:** „Stimmt!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, unser Haus, da haben wir viel reingesteckt, und mein Garten, das ist wirklich mein Reich!“

„Materielles“ aus eigener Arbeit zu gewinnen, ist für Frauen wesentlich, um nicht auf eine abhängige Hausfrauenrolle festgelegt zu werden. Weil ein Rückzug aus dem Identitätsbereich der Arbeit und Leistung zugleich die Möglichkeiten, „eigenes Geld

zu verdienen“ und über die damit verbundenen Freiheiten zu verfügen, einschränkt, wird dieses Thema für viele Frauen so wichtig. Finanzielle Spielräume eröffnen in der Tat „Freiräume“, die die Verwirklichung von Identität maßgeblich beeinflussen. Die Abhängigkeit „vom Geld des Ehemannes“ wird oft als Beschneidung von Freiheit erlebt und führt dazu, dass beruflicher Tätigkeit eine besonders große Bedeutung zugemessen wird. Die Folge ist, dass viele Frauen alles tun, um ihrer Berufstätigkeit nachzukommen, auch wenn das über ihre Kräfte geht und für ihre körperlich-seelische Gesundheit negative Folgen hat oder haben kann. Weibliche Leiblichkeit ist hier durchaus in einer prekären, ja gefährdeten Situation.

V. Die *Werte* sind schließlich der fünfte Identitätsbereich, der zu nennen ist, und der, wie dieser Beitrag deutlich machen will, von höchster Bedeutung ist. Dabei muss im Blick gehalten werden, dass wir nicht nur traditionelle Tugenden oder Wertekataloge als wert-voll sehen. Persönlichkeit, Subjektivität, Intersubjektivität sind Werte. **Würde** (Petzold 2001m) und **Integrität** (Sieper et al. dieses Buch) sind Werte, über die man im Bereich der Psychotherapie wenig liest, die aber auch in den Prozessen der Wertesäule in Betracht gezogen werden müssen. Die **Fremdattributive Identifizierung**: „Die engagiert sich mit echtem Einsatz bei Amnesty, Hut ab!“ meinen die Freunde und KollegInnen. **Bewertungsprozesse**: „Das kann man wohl sagen, richtig gesehen!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation**: „Ja, ich bin da wirklich engagiert, für Menschenrechte will ich mich einsetzen!“

Menschen beziehen aus ihren Werten Sinn und Kraft und ihre Zugehörigkeit zu Wertegemeinschaften (Kirchen- und Glaubensgemeinschaften, politische Organisationen, Frauenorganisationen, humanitäre oder ökologische Vereinigungen). Sie sind durchaus wichtige, identitätsbestimmende Quellen. Werte werden „verkörpert“, führen zu einer „Haltung“, die sich im Verhalten zeigt. Das griechische Wort „*Ethos*“ heißt Verhalten und macht damit deutlich, dass *Ethik die Praxis ethischen Handelns und Tuns ist* (Nussbaum 1999). Nicht nur „die Wahrheit ist konkret“, auch „*die Ethik ist konkret*“, und hier müssen Überlegungen zu einer „**weiblichen Ethik**“ ansetzen. Diese muss unabdingbar „praktisch“ sein, denn Frauen sind in einer eminenten Weise praktisch. Das Gebären und Aufziehen von Kindern, das Pflegen von Kranken, das Begleiten von Sterbenden, das Bestellen von Gärten, das Führen eines Haushalts waren über Jahrhunderte bis in die Gegenwart zentrale Bereiche praktischen Tuns in den Lebensvollzügen der meisten Frauen; das Pflegen von Beziehungen, das sorgsame Gestalten von familiären – oder breiter – von zwischenmenschlichen, zwischenleiblichen Klimata, in denen sich Menschen wohlfühlen und wachsen können, gehört in besonderer Weise zum „*weiblichen ethós*“, einem Ethos, das der **Konvivialität**, einem guten, freundlichen, kordialen Miteinander verpflichtet ist. Hier liegen besondere „Fähigkeiten“ (*capabilities*, Nussbaum 2000a) von Frauen. Nicht, dass Männer in diesen Bereichen nicht zu finden wären, nichts zu suchen, nichts zu bieten hätten – eine solche Polarisierung ist weder angebracht noch richtig. Im Gegenteil, ihre Präsenz, Kompetenz und Mitwirkung ist unerlässlich. Aber „*Frauen sind*

dem Lebendigen in einer besonderen Weise verbunden, in einer Weise, die als eine katalytische Kraft für die Gestaltung, das Entstehen, die Pflege, das Kultivieren lebensfreundlicher Verhältnisse zur Wirkung kommen kann und muss, einer Weise auch, die die harten und gefährlichen Potenziale, welche uns **Hominiden** auch eigen sind, – Männern und Frauen, das gilt es zu betonen – abpuffert und sich der Destruktivität des Menschen entgegenstellt“ (Petzold 2001p). Damit sind Frauen in keiner Weise auf die Rolle von „sanften Wesen“ festgelegt. Sie sind vielmehr in ihrem Engagement für das Leben **liebvoll und kämpferisch**. Sie stecken Männer mit diesem Engagement an –, verbinden sich mit lebensfreundlichen Männern und Frauen in ihrem Eintreten für menschenwürdige, lebenswerte Verhältnisse. Sie vermitteln im Sinne eines erfahrenen und erfahrbaren *Ethos*, dass „**Ehrfurcht vor dem Leben**“ – diese großartige Maxime Albert Schweitzers – keine abstrakte Kategorie ist, sondern eine im *gemeinsamen* ethischen „Handeln für das Leben“ *erlebte* Kategorie. Sie gründet „in der Sorge für die Integrität des Lebens mit seinen vielfältigen Lebensformen und in einer **Freude am Lebendigen** und muss damit als eine **konviviale Ethik** verstanden werden“ (Petzold 2000h). In der Identität von Frauen sind in sehr unmittelbarer Weise *Leiblichkeit und Weiblichkeit, Frausein und Lebendigkeit* „in Gemeinschaft“ verwoben. Frauen sind in einer ganz besonderen, leibnahen Weise dem Leben verbunden, und Leben ist immer ein Miteinander - hoffentlich ein gutes, ein freundliches, ein heiteres Miteinander, wie man es bei einem Fest, einem Treffen von FreundInnen, einem guten Mahl findet, wo sich Menschen gesellig um die Tafel zusammenfinden und jeder ein „**convivus**“, ein willkommener Gast beim Mahl ist. Frauen haben in einer so fundierten Lebenspraxis wichtige Möglichkeiten und Aufgaben: durch die Verwirklichung einer **leibnahen, konvivialen Ethik** in einer weiblichen Identität dazu beizutragen, dass das Klima in modernen Gemeinschaften und Gesellschaften nicht kälter wird. In all diesen aufgeführten Identitätsbereichen, den fünf Identitätssäulen, müssen Frauen daran arbeiten, ihre spezifischen Fähigkeiten und Chancen zu entdecken, auszuschöpfen und Gestaltungsspielräume zu nutzen, denn damit gewinnen sie Identitätsvielfalt und können sich neue Wege erschließen, die eigene Identitätsentwicklung bewusster in die eigenen Hände zu nehmen, eine Integrations- und Entfaltungsarbeit für ihr persönliches Leben und für das Leben des Gemeinwesens zu leisten (Orth 1993). Die Frauenemanzipation mit ihrer langen Tradition und ihren oft steinigem, ja gefährlichen Wegen – wie zahllose Beispiel von *Olympe de Gouge* bis *Aung San Suu Kyi* (1997; Wintle 2007) zeigen – hat durch ihren Einsatz zumindest in den westlichen Technonationen zur Entwicklung geführt, dass die Chancen, eine vielfältige, reiche Identität zu leben, für Frauen gewachsen sind – trotz aller Einschränkungen, die es auch in diesen prosperierenden Ländern noch gibt.

Die Menschenrechtsverletzungen und ungeheuerlichen Verbrechen, die in aller Welt tagtäglich noch an Frauen begangen werden – Mord, millionenfache Abtreibung weiblicher Föten, Vergewaltigung, Verstümmelung, Menschenhandel, Identitätszerstörung (Zahlen zum Femizid <http://www.femicide.de/de/Thematik.html>) – darf

man dabei niemals aus dem Blick verlieren, und dieses brennende Thema sei deshalb an dieser Stelle nochmals ins Gedächtnis gerufen!

Michel Foucault hat einmal gefragt: „Und das Leben des Menschen, könnte es nicht ein Kunstwerk sein?“ Ja, es kann ein Kunstwerk sein. Die eigene Existenz zu gestalten, **Bildhauerin der eigenen Identität zu werden**, ist ein gleichsam künstlerischer Zugang zu den Themen *Leiblichkeit*, *Weiblichkeit* und *Identität*, Themen, die Frauen immer wieder auf neue faszinierende Wege führen, sich selbst *miteinander* in kokreativer Weise zu verwirklichen.

Endnotes

- 1 „Was sind Aktivitäten, die charakteristischer Weise von Menschen realisiert werden und so zentral sind, dass sie für ein Leben, das wahrhaft menschlich ist, konstitutiv zu sein scheinen?“
- 2 *Nussbaums* und *Sens* fruchtbares Capability-Konzept, das utilitaristische Problempunkte m.E. weitgehend vermeidet, kann hier nicht dargestellt werden, zumal die Differenzierungen in den Arbeiten der beiden Autoren gewürdigt werden müssten. Vgl. *Alkire* 2002; *Nussbaum* 1999; *Nussbaum, Sen* 1993. *Robeyns* 2005; *Sen* 1999, 2005. Die Bemühungen zur empirischen Validierung des komplexen Konzeptes finde ich wesentlich vgl. *Anand et al.* 2009.
- 3 Ich habe gemeinsam mit ihr und *Hilarion Petzold* verschiedentlich Seminare zur Therapeutik und Ästhetik der *Hildegard von Bingen* an EAG/FPI durchgeführt, jenseits von jedem modischen „Hildegardismus“. Ihre fundierten medievalistischen Kenntnisse haben die therapeutische und humanitäre Substanz dieser großen Ärztin und Mystikerin erschlossen.
- 4 Das Frauenstimmrecht wurde am 16. März 1971 wirksam. Die Schweiz war somit eines der letzten europäischen Länder, welches seiner weiblichen Bevölkerung die vollen „Rechte als Bürger“ (männl. Form) zugestand. Erst am 27. November 1990 wurde es dann kantonal in Appenzell Innerrhoden durch Bundesgerichtsentscheid durchgesetzt. (Vgl. *Mesmer* 2007; *Hardmeyer* 1997).
- 5 Vgl. eine Sammlung solcher Unsäglichkeiten in: *Petzold, Gröbelbauer, Gschwendt* 1999; *Sieper, Orth, Petzold* 2009; *Petzold, Orth-Petzold* 2009.
- 6 „Ein *Organismus* ist zu sehen als das Gesamt integrierter biologischer Prozesse lebendiger Zellen bzw. Zellverbände, zentriert in ihrem jeweiligen Kontext/Kontinuum (Habitat, Nische), mit dem sie unlösbar verbunden sind: Organismus ist „fungierender“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozess**. Der in die *Lebenswelt* eingewurzelte Mensch hingegen ist **Organismus und Subjekt zugleich**, ist ein nicht nischengebundenes „human animal“, das im Verlaufe der Evolution durch die Ausbildung eines höchst differenzierten Cortex, der und dessen Funktionen selbst Ergebnis neuronaler Selektionsprozesse sind (*Edelman*), Überlebensfähigkeit gewonnen hat und zwar in „fungierenden“ und „intentionalen“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozessen**. Diese Überlebensfähigkeit zentriert in der Möglichkeit des Menschen zur „**exzentrischen Reflexivität** und **Repräsentation seiner selbst**“, ja aufgrund rekursiver und evolutiver Prozesse der Kultur zu „**Metarepräsentationen seiner selbst**“ als Mensch eines spezifischen Kulturraumes: z.B. als Angehöriger eines Stammes, als römischer Bürger, als Vertreter eines Standes, als Citoyen, emanzipiertes Individuum, als *polyzentrisches Subjekt* einer transversalen Moderne. Er ist ein Wesen, das sich seiner selbst, seiner eigenen Natur und seiner Kultur bewusst geworden ist und in permanenter Selbstüberschreitung bewusst wird, ja das sich selbst und seine Lebensbedingungen gestaltet, aber damit die organismische Basis seines Subjektseins dennoch nicht verlassen und verlieren kann, genausowenig wie *Kultur* ihrer Basis, der *Natur*, zu entkommen vermag.
Ein Mensch ist der Prozess einer produktiven Subjekt-Welt-Bewusstsein-Verschränkung in actu, in dem dieser Prozess selbst durch höchst komplexe informationale Formatierungen auf einer Ebene von Metarepräsentationen reproduziert wird, wobei sich auch die Konstituierung eines Bewusstseins und damit von Subjektivität vollzieht. In diesem Prozess kommt sich *dieser selbst* in der

und durch die Metarepräsentativität als Strom subjektiven Selbsterlebens zu Bewusstsein und vermag selbst diesen Vorgang im Sinne einer *Hyperexzentrizität* zu erfassen. Als Produzierender und Produzierter, Erkennender und Erkannter zugleich bleibt in diesem gesamten Geschehen indes für den Einzelnen ein „strukturelles punctum caecum“, das durch den Blick von Anderen, die Erkenntnis- und Forschungstätigkeit von Anderen – potenziell der gesamten Menschheit – gemindert, aber nie gänzlich beseitigt werden kann, damit also auch eine kollektive strukturelle Einschränkung bedeutet.“ (Petzold 2002b).

7 Goodman (1986, 19) empfahl „a good fuck and a good fistfight“ als eine Lösung (und sei es nur ein Lösungsaspekt) für das Aggressionsproblem und das Problem der Machtlosigkeit, und das der „Kriegsmentalität“.

8 Hier wird von Petzold (2002g) ein wichtiges sozialpsychologische Konzept von *Serge Moscovici* verwandt, das er aber erweitert hat, denn sein Modell zeigt, dass es keineswegs nur um die Herausbildung *kollektiver Kognitionen* geht, auf die *Moscovici* sich konzentrierte, sondern auch um emotional getönte Wertungen, volitive Impulse, weshalb er an Stelle des Begriffes der „*kognitiven Repräsentation*“ den breiteren Term „*mentale Repräsentation*“ verwandte. Deshalb hat er in seinem Konzept von „komplexen sozialen Repräsentationen“ gesprochen und erweiternd definiert:

„**Komplexe soziale Repräsentationen** sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Ko-responsenden und mit ihren Performanzen, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.“

In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktionale-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder - etwas futuristisch, aber mental schon real -, um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern deshalb (Petzold 1992a, 901) eine „diskursive und eine aktionale Hermeneutik in Kontext/Kontinuum, die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht“ (Petzold 2000h).